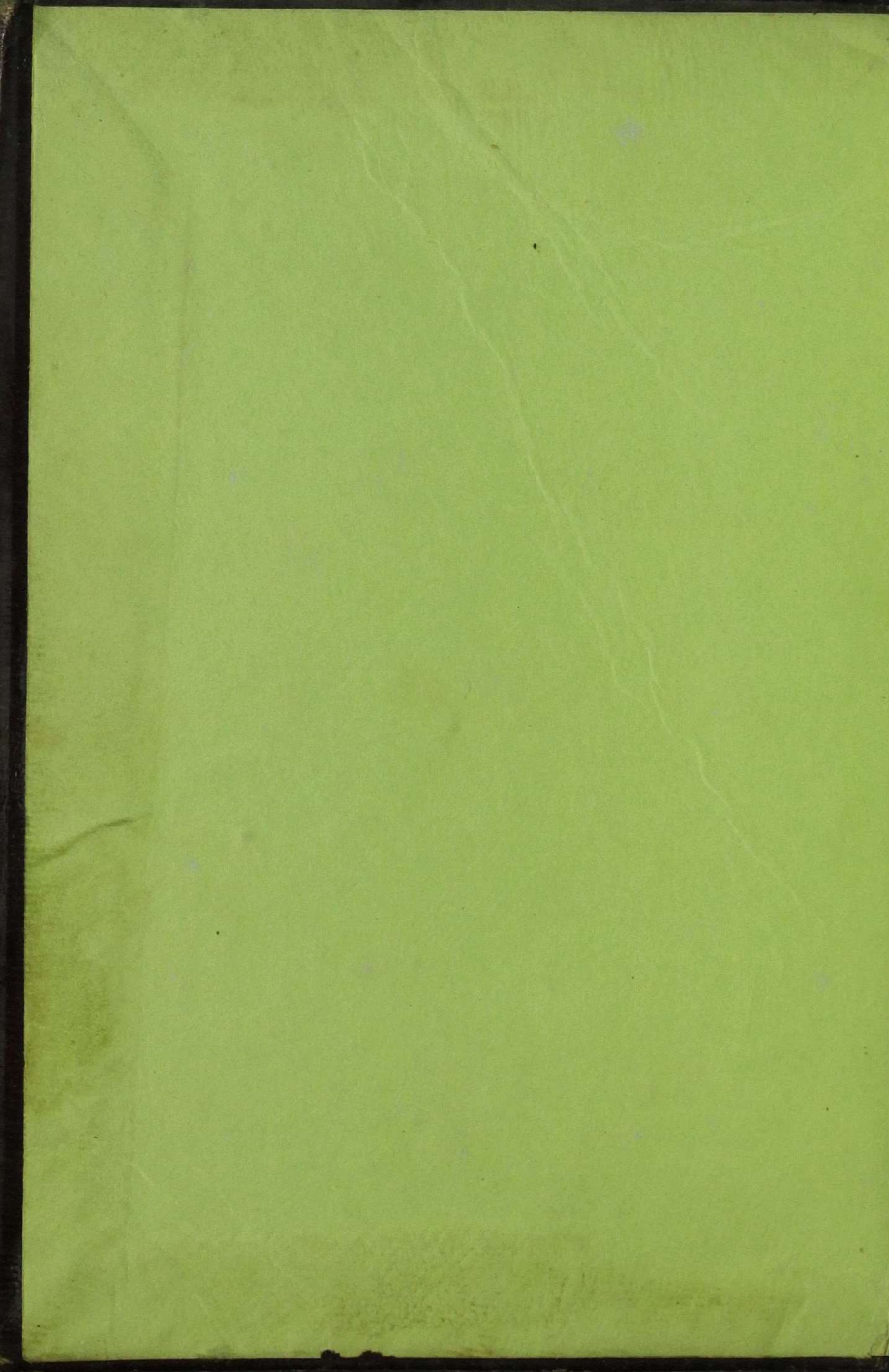
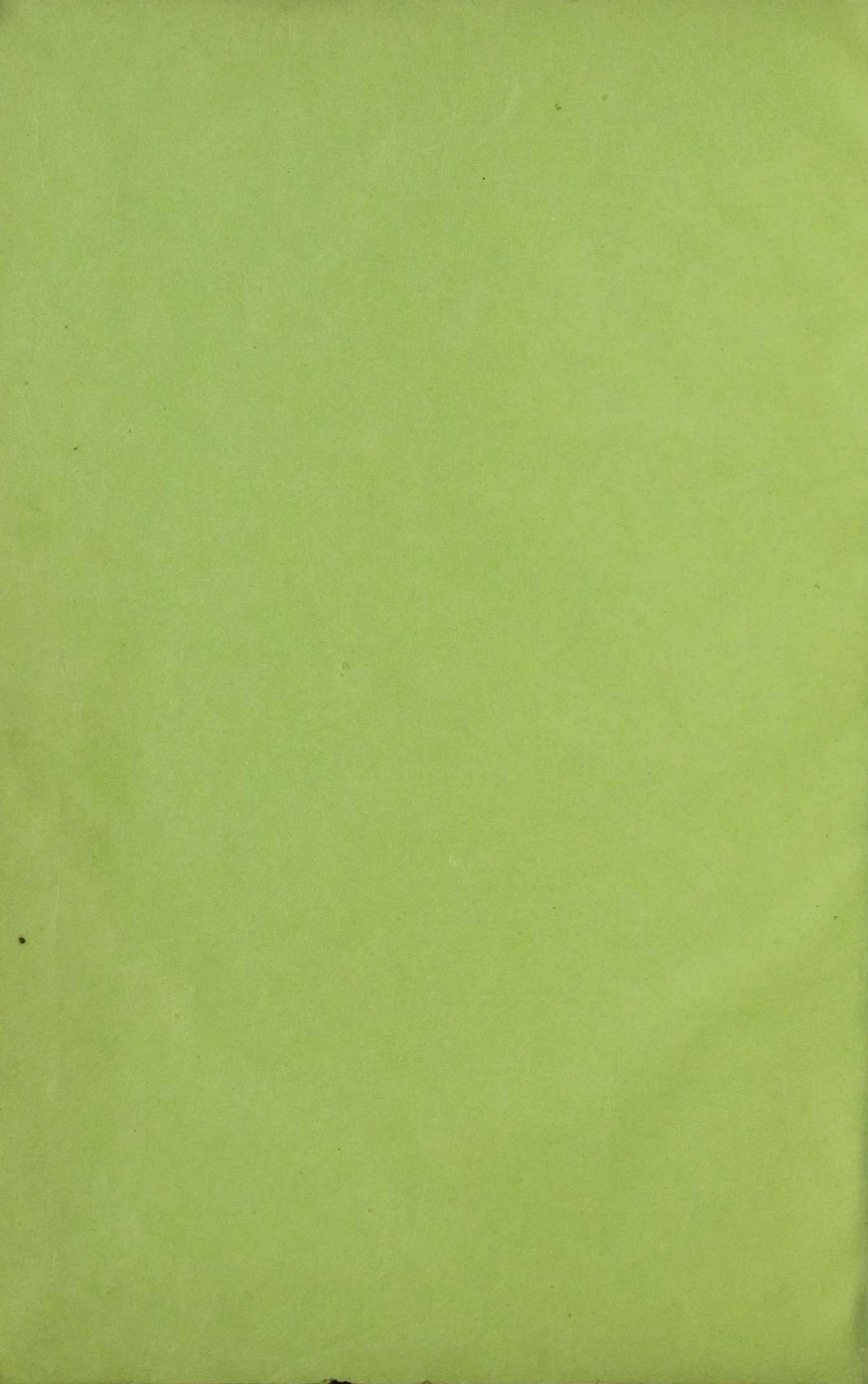
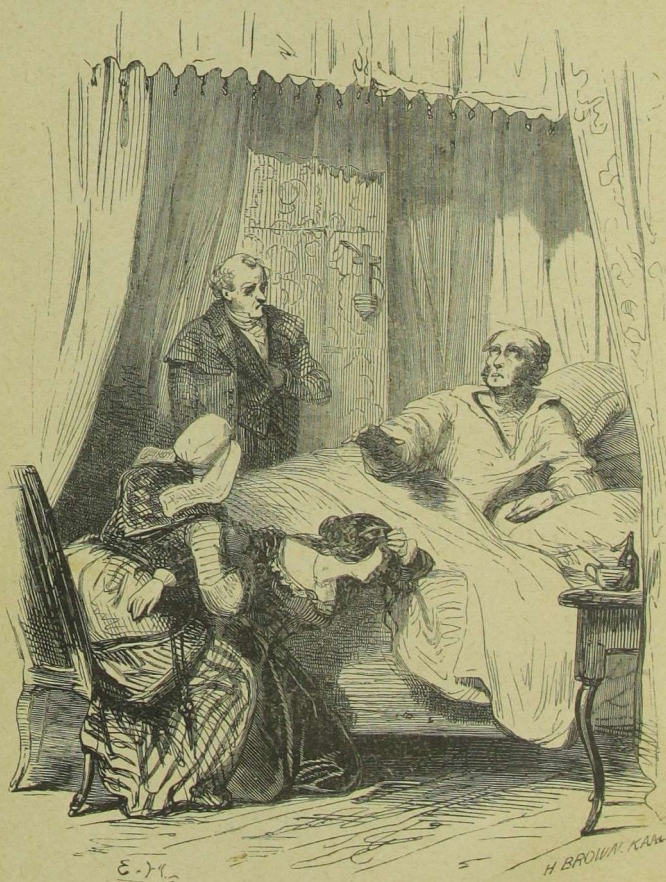


I

416522







E. 71.

H. BROWN. KAM.

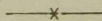
Flämishes Stilleben,
in
drei kleinen Erzählungen

von
Heinrich Conscience.



Aus dem Flämischen übersezt

von
Melchior Diepenbrock.



Mit Holzschnitten.

Zweite Auflage.

Der Erlös gehört den Armen.

Regensburg,
Papier und Druck von Friedrich Pustet.
1845.

I
416522



N. 61. *Stacheler* d. d.
1. Tafel

Dem Verfasser

Herrn Heinrich Conscience

wieder zugeeignet

vom Uebersetzer.


Zum Gedächtnis

des Reichstages

zu Regensburg

von Heinrich

Vorrede.

 In trefflicher Aufsatz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1844 (Beilage No. 193, vom 11. Juli), überschrieben: „Die flämische Literatur und ihre hervorragenden Schriftsteller,“ enthielt folgenden Bericht über Heinrich Conscience, dessen biographischen Inhalt spätere Erkundigung als ganz wahrheitgemäß bestätigt hat.

„Unter den Jüngern ist der beliebteste Heinrich Conscience von Antwerpen. Er ist beinahe dreißig Jahre alt, von mittlerer Gestalt, schwarzhaarig, bleich von Aussehen, mit schwermüthigem Auge. Als Freiwilliger im belgischen Heere dienend, konnte er es mit der poetischen Richtung seines Geistes nicht weiter bringen als zum Grad des Sergentmajors. In's bürgerliche Leben zurückgekehrt, schloß er sich

im Jahre 1837 der flämischen Bewegung an und zog bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, sowohl durch seine poesievollen Schilderungen (Tafereelen) als den hinreißenden Vortrag in seinen improvisirten Reden. Dann, wie es scheint, in all seinen Ausichten getäuscht, verschwand er auf einmal vom Schauplatz öffentlicher Wirksamkeit und gab sich der Blumenzucht hin, bis er mit Hilfe des Hrn. Rogier, der lange Gouverneur von Antwerpen war, und Conscience's Talente hochachtete, zum Secretär der wiederaufgerichteten Antwerpener Akademie der bildenden Künste mit einem Jahresgehalt von 2400 Franken ernannt ward. Conscience war der erste in Belgien, der einen Roman schrieb. Sein Erstlingswerk heißt „Im Wunderjahr (1566)“, und ward mit ausnehmendem Beifall aufgenommen. Sein Ruhm schwoll nun fortwährend an; bis der „Löwe von Flandern“ in drei Theilen erschien — ein Werk, das ihm die Krone auf's Haupt setzte, obschon er nicht die versprochene Befriedigung davon erhielt. Seitdem hat er keinen historischen Roman mehr geschrieben und sich hauptsächlich auf Skizzen aus dem alltäglichen Leben beschränkt, worunter die ächt niederländischen Genreschilderungen: „Was eine Mutter leiden kann“, „Wie man Maler wird“ (und „Siska Van Roosemal“) für meisterhaft gelten kön-

nen, die denn auch so gefielen, daß man von ihrem Abgange wirklich sagen kann, sie seien nicht ausverkauft,“ sondern „ausgefochten“ worden. „Der Pilgrim in dem Osten“ ist eine schwermüthige Träumerei (mymering), worin die süßesten Töne und Empfindungen eines Dichters das Herz zerschmelzen. Gegenwärtig gibt Conscience eine illustrierte Geschichte von Belgien heraus, worin dieselbe hinreißend schöne Sprache, die so nur aus einer ächt vaterländisch gesinnten Brust entströmen kann, herrscht. In diesem Werke ist es ihm nicht im geringsten darum zu thun, als Gelehrter zu glänzen, sondern einzig darum, das Volk in Begeisterung (geestdrift) zu bringen für die Thaten, den Ruhm und die Sprache seiner Väter. Er wird gewiß diesen schönen Zweck erreichen, denn er hat sich mehr als ein anderer eine Stätte im Herzen des Volks bereitet: ein unerklärbarer Zauber hängt an seiner Feder, an seinen Lippen, der das Volk anzieht, seine Worte wie Honig aufzusaugen.“

Hierdurch aufmerksam gemacht, ward ich sehr erfreut, als eine geistreiche, des Flämischen kundige Dame mir von einer Reise durch Belgien im vorigen Herbst jene drei kleinen Schriften des Herrn Conscience mitbrachte, (sie erschienen 1844 zu Ant-

werpen bei J. G. Buschmann), und von ihrem Inhalte entzückt, den Wunsch äusserte, ich möchte sie doch in's Deutsche übersetzen; ein Wunsch, den ich beim Durchlesen vollkommen gerechtfertigt fand, und dann in einigen winterlichen Muffestunden auch gern erfüllte. Obwohl ich mir nun gestehe, daß meine Uebersetzung den ganz eigenthümlichen Zauber, den der Verfasser vorzüglich in seine traulichen Familienscenen zu legen weiß, nicht vollkommen erreicht hat, so fanden doch einige Freunde, denen ich die übertragenen kleinen Erzählungen vorlas, sie so anziehend, und in mancher Beziehung auch so lehrreich und nützlich, daß der Druck derselben beschlossen ward.

Herr Conscience, an den ich mich schriftlich wendete, äusserte in liebenswürdiger Bescheidenheit seine Freude an diesem Vorhaben, und verschaffte mir von dem Verleger Herrn Buschmann auf die gefälligste uneigennützigste Weise die Original-Stöcke von den in den zwei ersten Büchlein enthaltenen artigen Holzschnitten. „Ich würde mir,“ schreibt er, „eine Uebersetzung sehr zur Ehre rechnen, und freue mich im Voraus der Hoffnung, daß Sie Ihr Vorhaben ausführen werden, Ihre Landsleute mit den anspruchlosen Hervorbringungen eines Sohnes der großen deutschen

Familie bekannt zu machen, der sich niederdeutsch ausdrückt, um so auf seine Brüder einzuwirken, sie der überwiegenden Herrschaft der Kelten zu entziehen und ihre Blicke auf das große Vaterland des Arminius hinzuleiten, von wo heute das Licht leuchtet.“ Er fügt dann noch hinzu, daß allerdings uns Deutschen manches etwas grell erscheinen möge, und daß wir „in unsrer starken Nationalität wohl schwerlich die heftige flämische Abneigung gegen alles Französische begreifen und würdigen könnten; allein das Joch dieser Einflüsse liege schwer auf den Flamingern, und von dorthier drohe ihrer Sprache und ihren Sitten, Allem, was ihnen heilig, der Untergang.“

Schon um solcher Gesinnung willen wird man vielleicht einige Beachtung diesen kleinen Erzählungen zuwenden, in denen sich flämisches Leben so rein spiegelt und mit frommen klaren Augen so traulich und verwandtschaftlich uns anblickt.

Zur Erhöhung des Interesses ist noch zu bemerken: daß allen drei Erzählungen wirkliche Begebenheiten zum Grunde liegen; daß insbesondere Fränzchen die Bildungsgeschichte eines noch lebenden namhaften Künstlers darstellt, der dem Baron

de Pret, einem vor wenigen Jahren gestorbenen, in seiner Familiengruft zu Hemirem, zwei Stunden von Antwerpen, begrabenen Edelmann, ganz in der erzählten Weise sein Fortkommen verdankt; daß manche der in Holzschnitten gegebenen Zeichnungen wirklich von diesem Fränzchen herrühren, und daß sein kleines Brüderchen die allerletzte — eine Signatur der Zeit — wirklich gemacht hat. Noch merkwürdiger aber ist, daß die Helden dieser lieblichen Erzählungen im Munde des Antwerpener Volkes schon typische sprichwörtliche Bedeutung erhalten haben, so daß man von einem Kinde, welches Kunstanlage verräth, häufig hören kann: „wahrhaftig, es ist ein Fränzchen!“ und von einer eiteln, puß- und gefallsüchtigen, über ihren Stand hinausstrebenden Bürgerstochter das verächtliche: „eine rechte Sisä!“ Gewiß die lohnendste Anerkennung, die einem Volksschriftsteller zu Theil werden kann.*)


*) Herr Conscience beschäftigt sich in diesem Augenblicke mit der Abfassung eines Werkes, welches in erzählender Form den Hauptinhalt sämtlicher Naturwissenschaften darstellen soll. Er hat dabei den doppelten Zweck, seine Muttersprache mit dem nöthigen Münzschatz gebiegener wissenschaftlicher Bezeichnungen zu bereichern, wobei ihm deutsche Forschung, in der höhern Pflanzenkunde vorzüglich Goëthe, vorleuchtet, und zugleich sein Volk zur poetischen und religiös-philosophischen Betrachtung der Werke Gottes anzuregen.

Da überdies der Erlös aus diesen Blättern den Armen gewidmet ist, so wird der wohlwollende Leser die edle Anna und ihre Freundin (in der letzten Erzählung) auf ihren Wohlthätigkeits-Gängen nicht bloß durch Theilnahme der Phantasie, er wird sie durch wirkliche thätige Theilnahme an ihrem Werke begleiten, und Gott ihn dafür segnen.

Regensburg am Schlusse des Jahres 1844.

M. D.

Nachschrift zur zweiten Auflage.

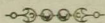
ank dem unverdorbenen gemüthlichen Sinne, der im lieben deutschen Vaterlande noch mehr als irgendwo durch alle Klassen herrscht, es hat die günstige Aufnahme dieses anspruchlosen Büchleins schon nach wenigen Wochen eine neue Auflage nöthig

gemacht, worüber sich der Uebersetzer zur Ehre des trefflichen Verfassers und zum Besten der Armen herzlich freut.

Der uneigennütigen Gefälligkeit des belgischen Verlegers, Herrn Buschmann, ist es zu verdanken, daß nun auch die rührende dritte Erzählung mit den kleinen Holzschnitten des Originals geziert erscheint.

Flämisches Stilleben.

Siska Hofemal.



Wahre Begebenheit einer Jungfrau, die noch lebt.

Siska Rosemal. *



I.

Bürger vom alten Schlag; Schwindler vom neuen Styl.



inter dem Grünen-Kirchhof zu Antwerpen, in einer der dortigen Straßen bestand noch vor wenigen Jahren ein alter berühmter Gewürzladen, der vom Vater auf den Sohn vererbt, seit ein paar Jahrhunderten bekannt war wegen seiner guten Waaren und billigen Preise. Der letzte Besitzer des Ladens

*) Der Familienname unsrer Heldin heißt im Original **Van-Roosemael**. Da aber dies bei niederdeutschen Namen so häufige **van** im Hochdeutschen leicht die ihm fremde Bedeutung des Familienadels annimmt, welche zu dieser echt bürgerlichen Geschichte so gar nicht paßt, so ließ man es in der Uebersetzung weg. N. d. Ue.

hieß Johann Rosemal, Sohn von Franz, Sohn von Karl,



Sohn von Kaspar Rosemal, und war verheirathet mit Siska Pott, einer Nachkommnin des berühmten Peter Pott, dessen



Namen man noch in den zwei Peter=Pott=Strassen wiederfindet. *)

*) Peter Pott, ein Edelmann, stiftete zu Antwerpen im Jahre 1433 das St. Salvator-Kloster, das gemeinlich Peter=Potts-Kloster

Diese beiden Eheleute, von Kindheit an zu einem nützlichen arbeitsamen Leben erzogen und nun mit ihrem kleinen Handel fortwährend beschäftigt, hatten nicht Zeit gehabt, an den Fortschritten heutiger Bildung Theil zu nehmen, mit andern Worten: sich zu verwälschen. *) Ihre Kleider, von starkem Zeug gemacht, waren einfach und änderten fast nie ihren Schnitt; nur unterschieden sie sie in Werktagkleider, Sonntagkleider und Osterkleider. Letztere kamen nur an den höchsten Festtagen aus dem Schranke, und wenn die Rosemal's zur heiligen Communion gingen, oder bei Freunden als Taufpathen oder Hochzeitgäste eingeladen waren. Es ist leicht begreiflich, daß diese Bürgerleute aus der alten flämischen Welt in ihrem altmodischen wenn auch werthvollen Anzuge sich doch ärmlich ausnahmen gegen so manchen vorbeigehenden Stutzer, der sich für einige Franken in die neu-modischen papiernen Kleider hatte stecken lassen und wohl gar mit Geringsachtung auf die Rosemal's niedersah. Allein daran störten sie sich nicht und dachten: Jeder das, wonach er zielt, ihr den Wind und wir die Scheibe. — Sie waren ungebildet genug, nicht zu wissen, daß ein anständiger Mann nicht um zwölf Uhr zu Mittag ist, und sie hatten daher die gemeine Gewohnheit, sich gerade mit dem

hieß, und 1575 durch die Bilderstürmer bis auf den Grund abgebrannt ward. Die zahlreichen Nachkommen dieses Edelmanns, jetzt meistens geringe Bürger, heißen noch die Potten. U. d. B.

*) flämisch: **verfranschen**, französische Manieren annehmen.

Glockenschlag zwölf zu Tisch zu setzen; ja noch mehr, sie vergaßen nie dabei zu beten, sowohl vor als nach der Mahlzeit. Auch noch andre Gebrechen konnte man ihnen zur Last legen, so z. B. verstanden sie kein Wort Französisch, und hatten nie gefühlt, daß ihnen diese Kenntniß nöthig sei; — sie waren gottesfürchtig, arbeitsam, demüthig und vor allem friedfertig. Ihre größte Dummheit aber bestand darin, daß sie in ihrer flämischen Einfalt glaubten, es sei besser, jeden Tag einen ehrlich gewonnenen Stüber bei Seite zu legen, als sich durch List und Trug in zwei oder drei Jahren so reich zu zaubern, daß jedermann die Augen darüber aufsperrt und verwundert ausruft: Aber! aber! wo hat die Ratte *) das hergeholt? — Mit einem Worte, sie waren flämische Bürgerleute vom alten Schlage.

Vater Rosemal hatte eine junge Tochter, Siska wie



*) Ratten werden in Belgien fremde Schwindler und Glücksritter genannt.

ihre Mutter genannt, von ungefähr fünfzehn Jahren, hübsch schlank aufgeschossen für ihr Alter, schön von Gestalt und Gebärde, mit blonden Haaren und blauen Augen, ein echtes sauberes brabantisches Kind. — Sie hatte bisher eine gewöhnliche städtische Mädchenschule besucht und ihre Muttersprache beinahe gründlich erlernt, daneben das Rechnen und alle Handarbeiten, welche eine gute Bürgerfrau verstehen soll, sei es auch nur, um von der Haushaltung etwas mehr zu wissen als ihre Hausmagd. Sie war wie die Eltern einseitig, gottesfürchtig, gehorsam, liebevoll, nicht ausgelassen, nicht träge, nicht eigenständig, und in der That ganz geeignet, mit dem Manne, den sie heirathen würde, in Tugend und Ehren das Haus ihrer Vorfahren aufrecht zu halten und den berühmten Spezereiladen fortzuführen.

Wie kommt es denn, daß der hundertjährige Laden jetzt geschlossen ist? Welches Mißgeschick hat unlängst die Fässer, Büchsen, Flaschen, Töpfe und Krüge Rosemal's auf den Trödelmarkt geführt? — Diesen Hergang soll euch das Folgende erzählen.

Wisset denn vorerst, daß in der Nachbarschaft unfres Krämers ein Schuster-Meister wohnte, welcher der beste Freund Rosemal's war, mit ihm Sonntags nach der Steinbrücke *)

*) ein Vergnügungsort bei Antwerpen.

spazieren ging, des Abends ein Spielchen mit ihm machte, und überhaupt wie ein wahrer Bruder ohne ihn kein Vergnügen fand. Dies änderte sich jedoch plötzlich wegen sonderlicher Ursache.

Der Schuster, der bisher ein schönes Brod hatte und schon durch Sparsamkeit ein eigenes Haus besaß, ließ eines Tages, während Rosemal am Fieber krank lag, seine zwei Fenster vorn an der Strasse ausbrechen und durch einen großen vorstehenden Aushängkasten ersetzen. Auf die Glasscheiben ließ er mit glänzender Farbe allerlei französische Anpreisungen malen. In der Mitte stand in derselben Sprache: Zum Stiefel ohne Naht. Magazin von Pariser Stiefeln und Schuhen; — eine Lüge, da er vorhatte, die Schuhe und Stiefel wie bisher alle selbst zu machen. Etwas unterhalb prunkte in dem Glaskasten ein Bild, einen Menschen darstellend, der von dem Wiederglanz der Sonne auf einem gewichsten Stiefel an beiden Augen geblendet wird, und unter



diesem Meisterstück von Windmacherei las man die Worte: Echte englische Wicse! — wieder eine Lüge, denn es war immer seine alte selbstgemachte Wicse; nur ließ er sie sich jetzt viermal theurer bezahlen. Auf den Etiketten stand: Gautschuk-Schuhe, Korksohlen &c. &c.

Als Rosemal, von seiner Krankheit genesen, zum erstenmale mit langsamen Schritten seine Straße durchwandelte, fiel sein Blick auf den neuen Fensterrahmen des Schusters. Er blieb plötzlich stehn, rieb sich die Augen wie ein Schlafsuchtiger, und betrachtete sinnend der Reihe nach die einzelnen Häuser, wie ein Fremdling, der sich verirrt hat.

„Was ist das,“ dachte er bei sich, „das ist doch nicht der Laden Meister Spinal's? Sollte er ausgezogen sein, ohne daß ich's erfahren? Schon wieder eine Ratte, die hier den Hansdampf aushängt, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, und dann um so besser Bankrott spielen zu können, wenn das Schäflein im Trocknen ist. Aber der wird mich nicht fangen“

Während Rosemal in solchen Gedanken stand, trat ein Herr aus dem Innern des Schusterladens auf die Thürschwelle heraus. Er war schön gekleidet, trug einen Paletot von gewürfeltem Zeug, ein chocoladenfarbiges Beinkleid, eine weiße Unterweste und eine sogenannte goldene Kette auf der Brust,

woran eine Uhr oder ein Augenglas hangen mochte. Ein krauser schwarzglänzender Bart umfing sein ganzes Gesicht; sein Kopfhaar war künstlich aufgestrichen und glich täuschend den Wachsfiguren, die man vor den Fenstern der Perückenmacher sieht.



„Aha,“ dachte Rosemal, „da ist die Ratte; es ist Sünde von solch einem schmucken Kerl.“ Aber der neue Nachbar kam schnurstracks auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und sprach:

„Ihr seid genesen, Freund Rosemal?“ Der erstaunte Mann erkannte die Stimme Spinal's, trat zwei Schritte zurück, besah seinen Freund vom Kopf bis zu den Füßen, und sagte dann einfältig:

„Wie schön seht ihr aus, he! Habt ihr das große Loos in der russischen Lotterie gewonnen? Oder habt ihr vielleicht eine Erbschaft gemacht? Geseigne's Gott dann; ich wünsch' euch Glück. . . Nun habe ich doch mein Leben lang geglaubt, daß ihr rothes Haar hättet!“

Spinal lächelte mit einer Art von spöttischem Mitleiden und antwortete mit jener losen freien Gebärde, die man den wälschen Schliff zu nennen pflegt:

„Rosemal, mein Freund, ihr werdet niemals reich werden, ihr. Die Welt ist verändert; niemand läßt sich heutigen Tags mehr fangen ohne Lockfinken und Vogelleim; schlechte Waare gut vorgesezt, ist halb verkauft. Wer von den flämischen Bürgern leben muß, plagt sich bis in seine alten Tage, bevor er sagen kann: ich bin geborgen! Sie sind zu knauserig, Freund, und wollen gutes Leder und gute Arbeit für geringen Preis. Da lobe ich mir die franzmännische Jugend; da ist was zu holen; — alle Monat ein Paar Stiefel, theuer bezahlt und leicht gemacht.“

Der erstaunte Rosemal wußte nicht, ob er wachte oder schlief. Die Ohren summten ihm von der sonderlichen Rede, und er war versucht zu glauben, Spinal habe seine fünf Sinne nicht mehr beisammen.

„Aber,“ fiel er ihm in die Rede, „ich habe doch wohl schon sagen hören, daß die wälschen Windbeutel nicht selten

das Zahlen vergessen. Nehmt euch nur in Acht; bei mir stehen noch einige von diesen Brahlhansen in der Kreide; und da mögt ihr scheeren, wo keine Wolle drauf ist. Lieber den sichern Heller und's Gewissen rein."

"Veraltetes Geschwätz, Freund," antwortete der Schuster, "wir werden uns so Gott will nach zwei oder drei Jahren wieder sprechen, und dann wollen wir sehn, wer's am weitesten gebracht hat. Mein Sohn Jules ist nach Paris, um sein Geschäft zu lernen; von dem erwarte ich was."

"Wer ist nach Paris, sagt ihr? Jules? Ich meinte, ich sei der Pathe eures einzigen Sohnes und der heiße Johann, wie ich."

"Nun wohl denn, Johann ist nach Paris; aber er hat seinen gemeinen Namen geändert und heißt nun Jules, das ist viel vornehmer. Und meine Tochter, die diese Woche in's Pensionat gekommen ist, nennt sich Hortense. Ich sage euch dies nur, damit ihr sie nicht in Gegenwart meiner Kunden Hans und Theres nennen sollt."



Rosemal schüttelte bedenklich den Kopf, besah wechselweise die Aufschriften an dem Glaskasten und die schillernden Kleidungsstücke seines Freundes, und sprach dann in halbscherzhaftem Tone:

„Ich glaube nicht, daß ihr das Rechte getroffen habt, Meister Spinal! Ich sah ihrer schon Viele auf dem Wege purzeln, die zuvor wohl noch auf festen Füßen standen. Jedoch, jeder mag thun, wie er will, es sind nicht meine Sachen, und damit genug! — Aber sagt, ihr vergeßt vielleicht, daß heute Morgen Versammlung ist von der Bruderschaft Unsrer Lieben Frau. Geht ihr nicht mit?“

„Bruderschaft Unsrer Lieben Frau!“ rief Spinal beinah spottend. „Ich bin kein Mitglied mehr, Freund. Jemand, der für's große Theater arbeitet, wie ich, der mag nicht mehr mit einer Kerze in der Hand der Procession nachlaufen. Auf Ehre, das stünde nicht gut.“

„Guten Tag dann!“ sagte Rosemal mit traurigem Tone, und ließ den verwälschten Schuster vor seiner Thüre stehn.

Einige Zeit darnach kam Spinal zu dem Krämer, und nachdem er auf den guten Fortgang seines Geschäftes viel gepocht, sprach er von einem großen Vorrath Leder, den er

von einem Gerber, der in Geldverlegenheit sei, kaufen möchte. Er nannte es eine „brillante Affaire,“ und wußte durch seine neugelernten Künste es dahin zu bringen, daß der einfältige Mann, eingedenk ihrer alten Freundschaft, ihm fünfhundert Gulden baar vorstreckte, in drei Monaten zurückzuzahlen. Zugleich ließ sich Rosemal ein Paar neue Schuhe anmessen. —

Die Schuhe hatten nach acht Tagen die Sohlen verloren, und anstatt seiner fünfhundert Gulden erhielt der Krämer viel schöne Worte und endlose Versprechungen.

Dieser letzte Punkt bewirkte einen stillen Bruch zwischen den zwei Nachbarn, die sich fortan gegenseitig nicht mehr begrüßten. Ihre Kinder jedoch theilten diese Spannung nicht, und blieben in täglichem Verkehr miteinander.



II.

Guter Rath, schlechter Entschluß.



seitdem Spinal's Tochter aus dem Pensionat zurückgekommen war, hatte Siska Rosemal viel von ihrer schönen Einfalt verloren. Sie hatte schon zu oft in dem Laden des Schuhmagazins gesehen, wie die verwälschten jungen Leute sich freie Scherze und Liebkosungen gegen ihre Freundin erlaubten und wie diese mit gefallsüchtigen Blicken und Gebärden darauf zu antworten wußte in der schönen liebheuchelnden französischen Sprache. Zu unerfahren noch um zu wissen, welche unreinen Gelüste unter solchen falschen Liebesworten versteckt liegen, erröthete sie mehr als einmal vor Scham, wenn einer oder der andere von diesen jungen Laffen sie in gebrochenem Französisch anredete, und sie nicht wie ihre Freundin darauf antworten konnte. Darum lag sie ihrer Mutter täglich dringend an, daß sie auch in jenes Pensionat geschickt werden möchte. Frau Rosemal, die ihre Tochter mit blinder Zärtlichkeit liebte, hatte gleichfalls nicht ohne Neid wahrgenommen, daß Hortense, oder eigentlich Therese Spinal, so wenig hübsch sie auch war, doch alle Augen auf sich zog, und daß ihre arme Siska schrecklich gemein aussah neben der aufgeputzten Schusterstochter. In ihrem mütterlichen Hoch-

muth dächte es ihr, es gezieme sich nicht, ihr Kind noch länger so zurückgesetzt und verdunkelt zu sehn neben Ciner, die geringer sei als sie. Nachdem sie ihrem Manne einige Monate lang mit derlei Vorstellungen in den Ohren gelegen, ward der Beschluß gefaßt, Siska in das Pensionat zu thun; jedoch solle der alte Peltmann zuvor noch in dieser wichtigen Sache zu Rath gezogen werden.



Dieser Belkmann war der Hausarzt der Familie, wie sein Vater es beim vorigen Rosemal gewesen war. Schon oft hatte er durch seinen weisen Rath in verwickelten Sachen dem Krämer nützliche Dienste geleistet; was ihn aber den beiden Eltern vor Allen so werth machte, war, daß er Siska schon zweimal in ansteckenden Krankheiten und zuletzt noch in der Cholera vom gewissen Tode gerettet hatte. In ihrer Dankbarkeit hatten sie anerkannt, daß der Doktor hierdurch einiges Recht auf das Leben und die Zukunft ihrer Tochter erworben, und sie beschloßen daher nie etwas in ihrem Betreffe, ohne ihn dabei um Rath zu fragen. Und sie thaten wohl daran, denn der alte Belkmann war wirklich ein weiser und gelehrter Mann, der den Lauf der Welt genau kannte und Alles mit flämischer Vorsichtigkeit prüfte und ergründete.

An einem bestimmten Tage saß der Doktor mit Vater und Mutter Rosemal in einer Stube hinter dem Laden, und das Gespräch ward durch Rosemal also begonnen:

„Doktor Belkmann, meine Frau will durchaus, daß wir Siska in ein französisches Pensionat schicken. Was mich betrifft, ich bin lange dawider gewesen; allein die Thränen des Mädchens haben endlich meinen Sinn erweicht.“

„In eine französische Kostschule?“ fragte der Doktor

verwundert; „in ein französisches Pensionat? Es gibt ja doch gute Schulen genug in der Stadt, und da kann man doch wenigstens alle Tage nachsehn, ob das Schäflein nicht irre läuft.“



„Ach, ach!“ rief die Mutter mit verächtlichem Lachen, „was kann man denn in diesen Stadtschulen lernen? Stricken, Nähen, Leinwand zeichnen, Hemden zuschneiden, Rechnen — und Flämisch, was ohnehin jedermann kann. Da seht Spinal's Tochter an; als ein Kloß ging sie fort, als ein Fräulein kam sie wieder; sie spricht französisch, ist

überall beliebt, wird von allen vornehmen jungen Herren aufgesucht. . . Sie darf nur wählen, mit wem sie ihr Glück machen will.“



Der Doktor zuckte die Achseln und schüttelte bedenklich den Kopf. Er antwortete: „Ihr betrübt mich, Frau Rosemal. Ich weiß nicht, welcher böser Geist euch anläst und euer gesundes Urtheil so plötzlich verkehrt hat. Die vornehmen jungen Herren, davon ihr redet, sind einige Schneider, Schauspieler und dünne Schreiber, die in den Schusterladen kommen, wie die Fliegen auf den Zuckerhut. Ich kenne Hortense Spinal und kann euch sagen, daß ich mein halbes Vermögen darum gäbe, zu verhindern, daß Siska ihr jemals gleiche. Wollt ihr dieses unschuldige, dies schöne und reine Kind verderben, sie von Religion, von Sittsamkeit und flämischer Rechtschaffenheit abbringen lassen, um eine leichtsinnige buhlerische Coquette draus zu machen? Nehmt euch in Acht! Mein Rath wird vielleicht unnütz sein; aber dann werdet ihr noch hinter den Ohren krazen, wenn wir's erleben.“

Die beiden Eltern waren in sehr ungleicher Weise von des Doktors strengen Worten getroffen; beide lächelten: der Vater vor Freude, hoffend, daß der Doktor obliegen werde, die Mutter aus Aerger. Sie gab sich jedoch nicht gefangen, sondern rief aus:

„Doktor, Doktor, ihr übertreibt's! Ich weiß wohl, daß ihr einen Haß habt gegen Alles, was Französisch ist; aber wir sind von der alten Welt, Freund. Es geht heut zu Tage nicht mehr so . . .“

„Frau Rosemal,“ fiel der Doktor ein, „ihr wollt mich nicht verstehn. Es ist nicht meine Absicht, jemand am Erlernen fremder Sprachen zu hindern; das könnt ihr ja an meinem eigenen Sohn Ludwig sehn, der jetzt auf der Universität ist. Verstcht er nicht auch Französisch? Ich denke, ein wenig besser als die jungen Nichtswisser, die der Theresse Spinal den Kopf verrücken und euch so in die Augen stechen, Frau Rosemal. Seht mich nur nicht so trozig an. Ja, es sind Nichtswisser; denn was können sie? Etwas Gassenfranzösisch, das sie noch oft genug elend verhunzen; ihre Muttersprache kennen sie auch nicht, und von den nützlichsten Wissenschaften sind ihnen sogar die Namen unbekannt. Ihre ganze Gelehrtheit besteht in wälschem Wind, in Worten und Redensarten, die sie hie und da aus Zeitungen und Romanen auffchnappen. Daraus spinnen sie dann ein hohles eite-

les Geschwätz zusammen und verkaufen es an Unkundige für französische Bildung! — Aber ihr macht mich ärgerlich, wir kommen von unserm Gegenstande ab. Lasset uns einander besser verstehn. Ich sage euch denn, — und merket wohl auf meine Worte: es gibt allerdings gute Erziehungsanstalten; aber es gibt unendlich mehr schlechte. Die guten sind die, wo die Vorsteherinnen, ihre heilige Aufgabe erkennend, sich ein nützlicheres Ziel setzen, als ein Mädchen mit einem glänzenden Welt= Firniß zu überziehen auf Kosten ihrer Gottesfurcht und Sittsamkeit; wo die Lehrerinnen eifrig zusammenwirken und unablässig wachen, um das Gift der Verführung abzuwehren, und Eitelkeit und Leichtsinm zu bekämpfen; wo man weiß, welche gute Eigenschaften in der vaterländischen Gesinnung ihre Wurzel haben, und wie gefährlich es ist, diesen reinen Boden fremden Einflüssen preiszugeben; mit einem Worte, wo man nicht beabsichtigt, modische Fräulein, sondern nützliche und würdige Hausmütter zu bilden. — Wollt ihr nun eure Siska in eine solche Erziehungsanstalt geben, so habe ich nichts dawider; im Gegentheile, ich freue mich darüber. Alles hängt jedoch hier aber von der Wahl ab, die ihr treffen werdet. Ich weiß es, leider: die meisten französischen Pensionate sind Nester des Verderbens und der Entsittlichung; doch lassen sich auch die guten leicht finden, wenn man nur suchen will. Ich will euch, wenn ihr es wünscht, eine solche Anstalt nennen; die von K. zum Beispiel. "

„Ja, das Pensionat von K . . . ,“ rief die Mutter „ich dachte es wohl. Nein! dann kann unsre Siska auch wohl zu Hause bleiben. Seht die Anna Straten an; die war in dieser Anstalt, und nach drei Jahren ist sie zurückgekommen wie sie hingegangen war. Sie ist wohl brav und eingezogen, auch, wie ich höre, wohl unterrichtet und erfahren in allem, was zu einem guten Haushalte gehört; aber das kann man ja doch überall lernen; darum braucht man in kein Pensionat zu gehn!“



„Und zu welchem Ende soll man denn hinein gehn, Mutter Rosemal? Ich verstehe euch wohl: um verwälscht zu werden, nicht wahr? um, gleich Therese Spinal, Leichtsin-

und Ausgelassenheit heimzubringen; um sich über seinen Stand kleiden und zu jedermanns Aergerniß die Modepuppe und Geckin spielen zu lernen?“

„Aber Doktor,“ bemerkte der Vater, „wenn wirklich die meisten Pensionate die Kinder so verderben, wie kommt's denn, daß alle reichen Leute, die doch auch nicht so dumm sind, ihre Töchter dahin schicken?“

„Versteht mich recht, meine Freunde,“ fuhr der alte Belkmann mit mehr Ruhe fort, „jeder Stand in der Gesellschaft hat seine Eigenheit und Sitte. Was gut, anständig und nützlich sein mag für ein Edelmannskind, ist oft schlecht, unziemlich und schädlich für das Kind eines Krämers. Das Verderbliche der Erziehung, die man in solchen Anstalten den Mädchen gibt, liegt hauptsächlich darin, daß man den Töchtern eines Schusters oder Metzgers dieselben Lebensansichten und Gewohnheiten beibringt, wie denen eines Edelmanns oder reichen Gutsbesizers; und die, welche zur Arbeit bestimmt sind, gerade so erzieht und hält wie diejenigen, welche nie etwas anders zu thun haben werden, als ihren Verstand zu gebrauchen um sich im Wohlleben der Langweile zu erwehren. So wird die menschliche Gesellschaft von Grund aus verdorben; jedes Mädchen will Fräulein sein, und mit der Kleiderpracht kommt Faulheit, kommt Geldverschwendung, Leichtsinn und Aergeres. Man erzieht haufenweise französische Pierpuppen; aber flämische arbeitsame züchtige Hausfrauen, nicht eine! —“

„Jetzt stand Vater Rosemal plötzlich von seinem Stuhle auf und sprach mit Nachdruck:

„Genug, genug! Ihr seid viel zu gut, Doktor, daß ihr darüber so viel Redens macht. Ihr habt vollkommen Recht, und Siska soll entweder in das Pensionat von K. kommen, oder sie soll zu Haus bleiben, wenn anders ich hier der Herr bin. Und du, Weib, geh mir weiter mit deinem Französisch! Sollte man nicht meinen, wir hätten Noth gelitten und wären den Krebsgang gegangen, bloß weil wir unsre Muttersprache reden? Ich sage: gut ist gut; und wer gut besser machen will, den halte ich für einen dummen Esel. Und um es kurz zu machen: Siska bleibt zu Haus!“

Allein der brave Mann hatte seine Rechnung ohne den Wirth, oder besser ohne seine Frau gemacht. Diese rief voll Aerger:

„Oho, nicht so vorschnell, Rosemal! Es scheint, daß du heute gar viele Noten zu deinem Sang hast. Setz dich nur nieder, Mann, und mach dir kein böses Blut. — Doktor, sagt einmal, Welch große Sünde sollte es denn sein, wenn unsre Siska so wohlerzogen wäre und so gut Französisch könnte wie ein Edelmannskind? Oder sollte sie deshalb um ein Haar schlechter sein?“

Aus dieser Frage verstand der Doktor, daß er gegen einen gefaßten Entschluß und gegen weiblichen Eigensinn zu

kämpfen habe; darum änderte er seinen Ton, gab seiner Stimme mehr Nachdruck und antwortete:

„Keineswegs, wenn sie in dem Pensionat, das ihr im Auge habt, nur Wohlgezogenheit und nützliche Kenntnisse erlangte; aber ihr wißt nicht, Mutter, was die Mädchen in solchen Anstalten von ihren Lehrerinnen und von einander alles lernen. Soll ich es euch sagen? So horcht denn; es sind traurige Wahrheiten!! Man lernt dort Französisch, ja; aber mit der französischen Sprache lernt man auch französische Manieren, z. B. wie man die Augenlein drehen, das Gesichtchen glätten, das Mündchen spizen müsse, um reizend und lebenswürdig zu erscheinen; wie man zu Gunsten einer romantischen, das heißt, heimlichen Liebe seine Eltern betrügen; wie man sich den Kopf mit Geist- und Leib-verderbenden Bildern der Leidenschaft anfüllen; wie man sich mit Pomaden von allerlei Gerüchen eintreiben, das Haar à la neige, en tirebouchons oder à la chinoise *) fräuseln, sich en négligé, en robe de ville und en costume de



*) Verschiedene Arten des Haarputzes: schneeeisich, korkzieherisich, chinesisich.

bal *) kleiden; wie man sich verbeugen und neigen müsse nach dem Stande der Menschen: tief vor einem Reichen, beinahe nicht vor einem Bürger und ganz und gar nicht vor einem geringen Menschen. Man lernt dort französische Liebeslieder, die unter dem Namen von Romanzen die geschlechtlichen Triebe zu früh wecken und stacheln und einem unwissenden Kinde Worte und Dinge lehren, die es nicht wissen soll; mit einem Worte Lieder, die unter gleißender Hülle nur Sittenverderb, Gift und Verführung für junge Mädchen enthalten . . . Sind das Kenntnisse, die einem Christenkinde, einer Bürgerstochter geziemen?“

Der Doktor bemerkte hier mit Freude, daß seine Worte Eindruck auf seine zwei Zuhörer machten und in der That, Beide hielten ihre Augen starr in die seinen geheftet, und schienen regungslos, als wenn die schwere Stimme des Redenden sie ganz zermalmt hätte. Willens, das Kind, das er so lieb hatte, gänzlich vor dem Verderben zu sichern, fuhr er in noch nachdrücklicherem Tone fort:

„Und durch die Ueberspannung eines unnatürlichen und unerfättlichen Liebesgefühls wird das Herz solcher jungen Töchter dürr und leer; die Eltern werden ihnen Murrköpfe aus

*) Verschiedene Kleidungsweisen: Morgenkleid, Besuchkleid, Ballkleid.

der alten Welt, Pfeningfuchser; heirathen sie, so erscheint ihnen der Mann, weil er ihren eingebildeten Knappen und Rittern nicht gleicht, als ein langweiliger herzloser Freudestörer; sie sind unfähig, ihn aufrichtig zu lieben; sie brechen ihre Treue und treiben Spott mit allen Gesetzen der Ehrbarkeit. Kenntet ihr nur das Nest, woraus alle diese saubern Dinge entsprossen sind! wüßtet ihr, welch ein Pfuhl von Gottlosigkeit und Unsittlichkeit dieses Paris ist, dessen Lebensweise ihr eure Tochter wollt erlernen lassen! Betrachtet Therese oder Hortense Spinal! Was ist sie anders als eine leichtfertige Coquette, die mit fünfzig sittenlosen Jünglingen zugleich Liebesbetheurungen wechselt, sich die Ohren von eitelm Geschwätz füllen läßt und alle Tage Dinge anhört, worüber meine gerunzelte Stirn unter meinen grauen Haaren erröthen müßte; — eine Buhlerin, die ihren guten Namen bereits verscherzt hat. Was wird nun aus ihr werden? Sie könne ihr Glück machen, meint ihr!. Ach nein, sie wird so lange mit dem Feuer spielen bis sie sich brennt, und dann hat das Schönthun ein Ende. Von jedermann verachtet und verabscheut, wird sie (im besten Falle) ihr Leben in Thränen hinführen und zu spät den Verlust ihrer Ehre betrauern, die unwiderruflich geschändet ist. . . Ach, meine Freunde, ist dies das Loos, welches ihr eurem einzigen Kinde, eurer guten Siska bereiten wollet? Werdet ihr dereinst vor Gott erscheinen dürfen, wenn ihr die Seligkeit eurer Tochter mit ihrer Sittenreinheit verscherzt habt, bloß um Andere in wälscher

Verkehrtheit nachzuäffen? Wollet ihr euer Kind einem Leben voll Reue und Gewissensqual preisgeben, und sie blutige Thränen weinen sehn über den Verlust ihrer Ehre und Tugend? O saget nein; ich beschwöre euch!“



Hier brach Rosemal in Thränen aus; er wollte reden, aber er konnte anfangs nicht, so sehr hatte ihn die Vorstellung von Siska's möglichem Schicksal ergriffen. Er stand auf, faßte des Doktors Hand und rief endlich:

„Dank, Dank, mein Freund! Euer weiser Rath soll hier befolgt werden. Ich sehe wohl, daß meine Frau unsre Siska in das Pensionat der Hortense Spinal schicken möchte; allein ich will kein Wort mehr davon hören; merk dir's, Frau, oder du wirst erfahren, daß dein Eigensinn nur so lange währen kann, als ich's leiden will.“

Die Frau merkte wohl an der beklommenen Stimme ihres Mannes, daß er diesmal die Sache ernstlich nahm; sie antwortete ruhig:

„Nun, nun, schweige nur davon; du brauchst nicht so zu schreien. Mag Siska denn daheim bleiben, und sieh du zu, daß du selbst was aus ihr machst.“

Diese Worte betrübten den Doktor; er verstand wohl, daß Frau Rosemal noch nicht bekehrt war, und suchte von neuem durch eindringliche Vorstellungen sie von ihrem gefährlichen Vorhaben abzubringen. Endlich schien ihm dies doch gelungen; und er verabschiedete sich halb erfreut und halb betrübt.

Etwas drei Monate später sah der Doktor einmal von ferne Vater Rosemal ihm entgegen kommen. Der Mann sah ungemein traurig aus, und ging gegen seine Gewohnheit sehr langsam einher, als wäre er eben vom Krankenbette aufgestanden. Der alte Peltmann schritt auf ihn zu, griff nach seinem Puls und sprach:

„Doch nicht krank, hoff' ich! Aber etwas fehlt doch; euer Puls geht so langsam; was ist euch, Freund?“

Der gute Rosemal schlug die Augen auf, es rollten zwei Thränen über seine Wangen herab, und er stöhnte:

„Siska ist im Pensionat!“

„Das ist so schlimm nicht; sagt nur, in welchem?“

„In demselben, worin Hortense Spinal war. Zürnet mir nicht, Freund Belkman, es ist nicht meine Schuld. Der Teufel hat meinen Haushalt zwei Monate lang in Aufruhr gesetzt, ehe ich zugestimmt habe; allein ich konnte das Schmollen, Grollen und Weinen von Mutter und Tochter nicht länger aushalten; ich bin ganz mager davon geworden.“

Ein schmerzliches Gefühl füllte des Doktors Herz; er hatte Mitleid mit seinem Freunde, und antwortete lächelnd:

„Freund Rosemal, die alten Griechen schreiben von einem wunderbaren Helden, den sie Herkules nennen; dieser hat so viele Riesenwerke verrichtet, hat Felsgebirge gespalten, Ströme abgelenkt, wilden Stieren den Nacken gebrochen,



Schlangen erdrückt, ja sogar einen siebenköpfigen Drachen erschlagen; — daß er aber in seinem ganzen Leben Einen Weiberkopf gebrochen habe, das hat man von ihm nicht zu schreiben gewagt. Warum sollten denn wir es vermögen? — Tröstet euch also; denn ich habe damals die schwärzesten Farben aufgetragen; es wird dennoch hoffentlich nicht so schlecht gehn, als wir denken; und auf jeden Fall kommt ja Siska alle Jahre zweimal nach Haus; so können wir ja noch rechtzeitig dem Uebel steuern, falls wir es wahrnehmen.“

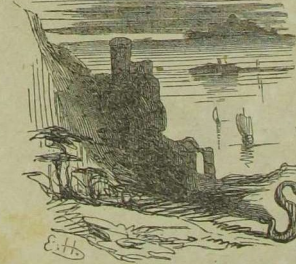
Der Vater lächelte getröstet und erfreut; er drückte dankbar des Doktors Hand, und setzte seinen Weg mit schnelleren Schritten fort.





III.

Hoch flogen, tief fallen.



Siska war mit hübschen Bürgerkleidern und einem wohlversehnen Koffer voll neuer Leinwand in die Erziehungsanstalt eingezo-

gen; allein sie war noch nicht lange dort, so fing sie schon an, mit schönen Worten und unter allerlei Vorwänden um Geld zu schreiben. Ihr erster Brief lautete so:

„Liebe, theure Mama!

„Ich bin am schlechtesten gekleidet im ganzen Pensionat;
„die andern Fräulein lachen mich aus und sagen, ich sei
„eine Bäuerin. Ich thue nichts als Weinen vor Kummer
„und werde gewiß noch krank, wenn Sie, allerbeste Mama,
„kein Mitleid mit Ihrem unglücklichen Kinde haben. Die
„Tochter von dem Friseur, welcher den Papa rasirt, ist auch
„hier im Pensionat, und die hat schöne seidene Kleider wie
„die Andern. Ich allein laufe umher mit meinem schlichten
„Kattun-Kleidchen und habe weder einen Hut, noch Bot-
„tinen; so daß ich schon ganz krumm geworden bin vor
„Scham, weil ich immer auf den Boden sehe. Ich werde
„bleich und mager, und erkrankte gewiß noch, liebe Mama,
„wenn ich noch länger die Verstoffene hier im Pensionat sein
„muß. Ich bin schon im *Télémaque*, und kann schon so
„schön tanzen, daß die anderen Fräulein mir schon ganz nei-
„disch sind.

„Meine Empfehlungen an Papa.

„Ihre getreue Tochter bis in den Tod
„Eudorie Rosemal.“

Die Mutter durfte diesen Brief ihrem Manne nicht zeigen; sie fühlte wohl, daß darin die Vorzeichen des Unheils lägen, davor Doktor Pelkmann gewarnt hatte. Es herrschte unverkennbar in dem Briefe schon ein Ton von Leichtfertigkeit; der Schluß schien ihr aus einem Liebesbrief entlehnt, und mit Betrübniß bemühte sie sich, die Bedeutung des Wortes Eudorie zu finden, das sie endlich als eine Uebersetzung des Vornamens Siska ansah. Erweicht jedoch von den Klagen ihrer Tochter, sandte sie ihr doppelt soviel Geld, als diese hätte erwarten dürfen. Dies geschah mehr als einmal. Siska besaß nun schon die Kunst, sogenannte unschuldige Lügen zu weben und damit die Liebe ihrer Mutter auszupressen wie einen Schwamm. Man könnte sich wundern über eine so schnelle Veränderung. Aber war denn das Mädchen allein? Hatte sie nicht in ihren Genossinnen mehr als hundert Lehrmeisterinnen, die durch Wort und Beispiel sie in allen den saubern Künsten und Thorheiten des Müßiggangs und der Ueppigkeit unterwiesen? Ach, dieser Theil ihrer französischen Erziehung war nur zu sehr gelungen. Den ersten Monat hatte sie ein seidenes Kleid nach dem neuesten Schnitt; den zweiten Monat einen Seidenhut mit Blumen; den dritten ein Parasol; den vierten ein Kleid mit entblößtem Hals; im fünften gebrauchte sie Pomade und Mandelmilch, und hatte irgendwo ein sehr kleines Döschen verborgen, darein sie zuweilen den Finger steckte und ihre blühenden Wangen mit einem schamlosen Roth bestrich, nur

zum Versuche, wie es denn wohl aussehe. War dies nicht eine sehr ehrbare Erziehung, wie sie für Bürgerstöchter paßt? Allerdings. Aber der sechste Monat nahte schnell heran, und mit ihm die Vakanz. Was wird der Doktor sagen, wenn er Siska mit so üppigen Kleidern sieht, mit duftendem Haarschmuck, mit gespitztem Mündchen und allzeit lächelndem Gesichtchen? Wird er dieses weibliche Herz durchschauen und die darin aufkeimende Saat des Verderbens erkennen? Sicher würde er's. Allein im Augenblicke, als Siska in das Pensionat abzureisen im Begriffe stand, hatte ihre Mutter sie auf die Seite genommen und ihr eingeschärft: „Gib Acht, Siska, daß du gescheidt seist; und wenn du auf Urlaub nach Hause kommst, so sei nicht zu ausgelassen oder zu hoffärtig; denn wenn Doktor Belkmann dies bemerkt, so wird dich dein Vater nicht mehr dahin zurückkehren lassen.“

Diese Worte waren nicht tauben Ohren gepredigt. Siska hatte mit ihren Gesellinnen oft darüber gelacht und Rathes gepflogen, wie man den Doktor Griesgram betrügen könne.

So stieg sie denn an einem Nachmittage mit ihrer Mutter, die sie abgeholt hatte, an der Thüre des Ladens aus. — Aber ist dies wirklich die Siska, die wir kennen? Wahrlich, wir täuschten uns: sie trägt ja ein schlichtes sitzames Bürgerkleid, ihr Haar ist glatt gestrichen, ohne Locken; kein Hut, keine Pomade, der Kopf gesenkt, die Augen niedergeschlagen!

Man sollte sie für das schüchternste, eingezogenste Kind ansehen. Der Doktor spricht mit ihr, forscht sie aus; sie antwortet so einfältiglich, sie ist so bescheiden, so wenig redend, daß er seinen Tadel aufgibt. . . . Und Siska darf in ihr Pensionat zurückkehren.

Während die Tochter Rosemal's die verwälschte Erziehung genoß, ging es nicht zum Besten mit dem Laden und Haushalt Meister Spinal's. Die französischen jungen Herren bezahlten sehr selten, und beim Ablaufe jedes Theaterjahres flogen die Komödianten davon, wohl versehen mit unbezahlten Stiefeln und Schuhen. Auch Hortense verthat ein hübsches Geld in Kleidern und Näscherien; wahrscheinlich steckte sie auch zuweilen ihren kahlen Liebhabern manches zu. Kurz: Meister Spinal gerieth in Schulden bis über die Ohren; sein Haus war bereits mit schweren Hypotheken belastet.

In solchem betrübten Zustande gingen dem Schuster allmählig die Augen auf; das Bild, worauf der Glanz eines Stiefels den Anschauer blendete, lag längst zerrissen auf dem Speicher und nur noch eine Aufschrift stand auf dem Fensterrahmen, französisch und flämisch: Magazin von Schuhen. Aber die flämischen Kunden hatten den Weg zu seinem Brunkladn vergessen; die zu früh zerrissenen Schuhe lagen ihnen noch im Gedächtniß; und Meister Spinal mit seinem Paletot, seinem chokoladefarbenen Beinkleide und seiner tom-

backnen Kette wußte nicht mehr, von welchem Holze er Pfeile schneiden sollte; er war ein abgehauster Mann!

Das Böse ist seiner Natur nach alleinherrschend; hat es einmal die Bahn zum Herzen gefunden und ist dort freundlich aufgenommen worden, so will es dasselbe allein besitzen und rottet alle Wurzeln der angeborenen Tugenden bis auf die letzte aus. Nichts widersteht seinem unaufhörlichen Angriffe; alle Gefüh'le der Pflicht und Rechtschaffenheit wirft es aus ihren Wohnsitzen, und nimmt selbst den ganzen Menschen wie einen Sklaven in Besitz. Dies erfuhr auch Meister Spinal auf eine schreckliche Weise. Mit Schulden überladen, arm und elend, betrauerte er seinen Leichtsinn und hoffte nur noch, in der Theilnahme seiner Tochter einen Trost zu finden. Allein er erhielt von ihr nur schmäbliche Vorwürfe, und ungeachtet des Mangels, der ihn drückte, setzte die ungerathene Hortense ihr Verschwenden und Schuldenmachen fort, um nur ihrer Ueppigkeit zu pflegen.

Kurze Zeit darauf kam auch Hans Spinal, oder vielmehr Jules, wie er sich nannte, von Paris zurück. Anstatt jedoch auf dem Schusterstuhl niederzusitzen und seinem unglücklichen Vater fortzuhelfen, hatte der Bursche an nichts Lust, als an schönen Kleidern, Kaffehausbesuchen, Billardspielen, Cigarrenrauchen und französischen Wind machen. Er ging mit seiner Schwester ein fluchwürdiges Bündniß gegen den ohnmächtigen Vater ein; sie ließen das elterliche Haus

verkaufen, und begannen unter seinen Augen das Wenige in Wohlleben durchzubringen, was nach Tilgung der Hypothekarschulden von dem Kaufpreise übrig blieb. Allmählig versank Meister Spinal in so tiefe Armuth, daß sie sich in seinem ganzen Aeußern verrieth. Seine Ellbogen stachen durch die Aermel; er sah lumpig und schmutzig aus, denn sogar der Muth, sich um Verbergung seines Elends zu bemühen, war ihm entfallen. Seine Kinder jedoch waren fortwährend schön gekleidet und führten mit ruchloser Unverschämtheit ihr üppiges Leben unter des Vaters Augen fort. Sie hatten



ohne Zweifel einen Theil des Geldes für ihren Gebrauch bei Seite gebracht, und weigerten sich nun, entartet wie sie waren, ihren Vater daran theilnehmen zu lassen.

An einem Sonntage, da Meister Spinal aus Scham über seine zerrissenen Kleider nicht einmal zur Kirche zu gehn gewagt hatte, sondern daheim mit Thränen in den Augen und gesenktem Haupte seinen Lebenslauf und die Bosheit seiner Kinder bedachte, trat ein junger Herr herein (ob ein Schneider oder ein Edelmann war an seinem Aeußern nicht zu unterscheiden) und fragte nach Jules und Hortense Spinal. Er sah den betrübtten Mann für den Knecht des Hauses an, und sprach in gebrochenem Französisch zu ihm:

„Geh, Bursche, und sag Herrn Jules und Fräulein Hortense, daß man mit der Abfahrt auf sie warte.“

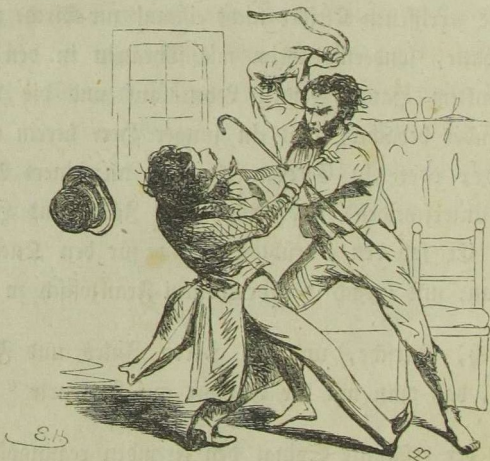
Als der erstaunte Spinal den Fremden regungslos anblickte, fuhr dieser ihn heftig an:

„Nun, wirst du mich bald anmelden, unverschämter Kerl!“

Da ward Spinal plötzlich todtenbleich und erzitterte heftig; seine Augen schossen Feuerstrahlen auf den Eindringling; aber dieser, hierüber erbozt, hob seinen Spazierstock in die Höhe und rief drohend:

„Hallunke, ich prügle dich!“

Ein Wuthschrei drang aus Spinals Brust; er sprang auf, ergriff einen Spannriemen, hieb den Fremden damit in's Gesicht und warf ihn auf die Gasse, bevor er noch Zeit gehabt, ein Wort zu sagen. Dann immer noch bebend, schloß



er seine Hausthüre zu und stieg die Treppe hinauf zu seinen Kindern. Seit lange hatte er den Muth nicht mehr gehabt, ihnen den mindesten Verweis zu geben; jetzt aber, da Zorneswuth ihn erfüllte, durfte er's wagen, ihnen die ganze Schändlichkeit ihres Betragens vorzuhalten. Er fand sie in großer Toilette, mit Sonnenschirm und Spazierstock in der Hand, im Begriffe, wie sie sagten, mit einer Gesellschaft eine Lustfahrt nach Brüssel zu machen. Die Verweise des Vaters waren streng und bitter; allein diese gottvergessenen Kinder

hörten sie mit Verachtung an. Je mehr des Vaters Zorn sich steigerte, desto unverschämter gebärdeten sich die Kinder, und als sie ihn einige Augenblicke ausgelacht, wünschten sie ihm höhnisch guten Tag und schritten zur Thüre.

Der Vater, durch dieses Uebermaß des Frevels in blinde Raserei versetzt, sprang vor die Thüre, um ihnen den Ausgang zu wehren und schrie:

„Ihr Schlangen, ihr! ist's euch nicht genug, mich an den Bettelstab gebracht zu haben, wollt ihr mich auch noch umbringen durch euern Spott! Nicht genug, daß ihr in schändlichem Wohlleben die Früchte meines Schweißes verpraßt, während ich als Bettler ohne Nahrung und Kleidung darbe! nicht genug, daß ein unverschämter Stutzer mich für den Knecht meiner Kinder hält und mir in's Gesicht droht, daß er mich wie einen Knecht prügeln will! nicht genug, daß ich hier Hunger leide und bittere Thränen weine, während ihr euerm lockern Vergnügen nachrennt! — sterben soll ich wie ein Hund, nicht wahr? Von jedermann verachtet, und um euretwillen verabscheut, soll ich in's Grab sinken, ohne daß mein Tod auch nur ein einziges Gefühl von Trauer und Mitleid weckt! — Doch, es ist genug, das Maß ist voll! Ihr sollt nicht ausgehn; und wenn ihr nicht augenblicklich diese Brunkkleider ablegt, so will ich euch unter meinen Füßen zertreten, gleich Anthieren, die ihr seid!“

Ein schallendes Gelächter begrüßte des Vaters Zorn, und überzeugte ihn, daß seine ruchlosen Kinder weder an seine Macht, noch an seinen Willen, sie zu bestrafen, glaubten. Der Sohn schritt übermüthig auf die Thüre zu und versuchte, seinen Vater mit Gewalt davon wegzudrängen.

Hier nun folgte eine Scene unnennbaren Frevels, deren Beschreibung uns widersteht.

Einige Augenblicke später gingen Jules und Hortense Spinal zum Hause hinaus; an der rothen Gluthitze auf ihren Gesichtern und an der Mühe, womit sie ihre verzerren Kleider ordneten, konnte man deutlich abnehmen, daß sie von einer heftigen Balgerei herkamen; desungeachtet lachten sie spottend wie jemand, der über einen verächtlichen Feind gesiegt, und eilten schnellen Schrittes, ihre Reisegesellschaft aufzufinden, um sich den thörichten Belustigungen der Hauptstadt hinzugeben.

Indessen war der unglückliche Vater bemüht, das Blut zu stillen, das von seinem Gesichte herabrann.

Einen Monat darnach, an einem Samstage, saß Vater Rosemal in seiner Hinterstube und schrieb Rechnungen aus seinem großen Buche. Seit mehr als einer Stunde suchte er hartnäckig nach drei Pfennigen, die ihm bei jedesmaliger

Summirung fehlten. Seine Stirn glühte vor Eifer und sein Gehirn war schon betäubt geworden, als er in Verzweiflung ausrief:

„Nun, zum Henker, das heißt doch suchen! Alle diese Posten, an den Fingern zusammengezählt, machen doch fünf- undsechzig Gulden, acht Stüber und fünf Pfennige; und auf diesem verhexten Papier bringe ich nur zwei Pfennige heraus. Ich könnte wohl diese drei Pfennige fallen lassen und einbüßen; aber darum handelt sich's nicht; jedem das Seine, dann hat der Teufel nichts. Noch einmal gerechnet!“

In dem Augenblicke, da Rosemal wirklich aufs neue seinen drei Pfennigen nachzujagen begann, öffnete sich die Zimmerthür und es trat jemand leise herein. Der Krämer sprang überrascht von seinem Stuhle auf und betrachtete den Eintretenden aufmerksam, jedoch ohne ein Wort zu sprechen. Der Mann, der kaum zwei Schritte in die Stube hinein wagte, trug alle Zeichen des tiefsten Elends; mager, bleich, mit verwirrttem Haar, zerrissenen Kleidern und durchlöchernten Schuhen stand er da, wie einer, der um ein Almosen fleht. Rosemal erkannte ihn anfangs nicht und betrachtete ihn mit forschenden Blicken. Unter seinen Augen verfärbte sich der Mann, und zwei Thränen traten blinkend unter seinen Wimpern hervor.

„Meister Spinal! was wollt ihr von mir?“ rief plötzlich der Krämer mit Mißtrauen; „kommt ihr hieher, um wieder Geld von mir zu borgen, dann geht nur ruhig heim, denn ich bin nicht zu Haus für so was.“

„Herr Rosemal,“ schluchzte der Andre, „ich komme nicht hieher, um Geld von euch zu borgen oder zu begehren. Wüßtet ihr, wie unglücklich ich bin, ihr würdet mich nicht verstoßen; jedermann verachtet mich, und ich habe nicht einmal mehr den Trost, mit jemand von meinem Elend reden zu können. Ich habe euch betrogen, Rosemal, aber ihr seid einst mein Freund gewesen; so verweigert mir doch auch jetzt wenigstens euer Mitleid nicht!“



Mit Bestürzung horchte Rosemal auf die flehende Stimme Spinals; er begriff augenblicklich, daß er von ihm keinen Betrug mehr zu fürchten habe und daß unverstelltes schweres

Glend den Mann getroffen, der lange sein vertrauter Freund und Bruder gewesen war. Der angeborne Edelmuth gewann in seinem Herzen die Oberhand; auch seine Augen begannen sich mit Thränen zu füllen; er faßte Spinal's Hand, rückte einen Stuhl herbei und sprach:

„Ihr seid unglücklich, Freund, ich sehe es! Wohlan, Alles ist vergessen. Sitzet nieder und sprecht, was kann ich für euch thun? Fürchtet euch nicht, ich werde euch behülflich sein, koste es was es wolle.“

„Die einzige Wohlthat, worum ich euch bitte, ist, daß ihr mir gestattet, euch mein Unglück zu erzählen und meinen Schmerz auszuschütten in das Herz des einzigen aufrichtigen Freundes, den ich je gehabt habe. Viele Jahre habe ich euch geflohen, Rosemal; nicht, weil ich euch nicht achtete und liebte, sondern weil ich mich schuldig fühlte und einem rechtschaffenen ehrlichen Manne nicht mehr unter die Augen treten durfte. Jetzt ist's mit mir so weit gekommen, daß ich mein Vaterland verlassen muß, um wie ein Landstreicher Scham und Noth in der Fremde zu verbergen. Ich bin stolz genug, Rosemal, zu glauben, daß ihr mir vergeben werdet, bevor ich von hinnen gehe, um den Ort meiner Geburt nie wiederzusehn.“

Diese Worte, im Tone des tiefsten Schmerzes gesprochen, rührten den Krämer sehr; er ergriff mit sichtbarer Theilnahme die Hand Spinal's und sprach:

„Unglücklich seid ihr, ich zweifle nicht daran; aber euer Vaterland verlassen, Spinal? Nein, nein! Verzweifelt nur nicht; — ich sehe wohl in meinem Geschäft jeden Pfening zweimal an, weil es ohne Sorgfalt nicht geht; aber das kann mich nicht hindern, den besten Freund, den ich je gehabt, aus der Noth zu retten, müßte ich auch darum ein großes Loch in mein Vermögen machen. Darum sprecht, Spinal, sprecht offen; ihr werdet mir Freude machen, denn ich will euch helfen.“

Ein Lächeln der Dankbarkeit glänzte auf des Schusters bleichem Gesicht, Thränen rollten über seine Wangen, und mit gerührter Stimme sprach er:

„Ich preise den guten Gott, daß er mir eingab, bei euch meinen letzten Trost zu suchen, Rosemal. Seit einem Jahre ist dies mein erster freudiger Augenblick; dafür sei euch gedankt! Aber merket nun auf meine Worte, und ihr werdet selbst einschn, daß es unmöglich ist, mir eine andre Hülfe als die eines freundlichen Mitleids zu schenken. Ihr wißt, welch thörichter Sinn mich zur Nachäffung wältscher Schwinderei hinriß; ich habe die vaterländischen Sitten und die flämische Redlichkeit abgeschworen, um mein Glück im Betrüge zu suchen; und ich wagte in diesem schlimmen Spiele die Früchte meiner frühern Mühen gegen einen falschen Schein. Das Sprichwort sagt die Wahrheit, Freund: besser ein Vogel

in der Hand, als sieben auf dem Dache. Hätte ich dies eingesehn! Aber zu meinem Unglück habe ich nicht bloß mich selbst dem Truge hingegeben, ich habe auch gewollt, daß meine Kinder aus dem Giftbecher wälischer Verbildung tränken. Dies ist die Hauptursache meines bitteren Glends. Hätte ich meine Tochter Therese niemals in ein französisches Pensionat gethan, so wäre ich noch Meister Spinal . . . Aber ihr werdet blaß, Rosemal, ihr zittert!“

„Es ist nichts; fährt nur fort. Ich dachte an unsre Siska, die auch in einem französischen Pensionat ist.“

„Laßt sie heimkommen, Rosemal! ich beschwöre euch, laßt sie nach Hause kommen! — Ihr werdet sie bereits kaum mehr kennen.“

„Ihr habt vielleicht Recht, Freund! aber fährt fort; ich will wissen, ob ich euch nicht helfen kann.“

„Seht ihr, Rosemal, es blieb mir noch Verstand genug, um mich wieder mit heiler Haut herauszuziehn, sobald ich meinen nahen Fall vorausgesehn hätte. Aber in der wälischen Bildung kennt man weder Väter noch Kinder. Ich war der Knecht, und sie die Herren; sie haben gegessen, getrunken, gespielt, getanzt — bis Alles auf war; und auch dann noch haben sie in dieser Weise fortgeschwelgt, haben Schulden ge-

macht, und alle meine liegende und fahrende Habe verkauft; und dabei mich als Narren und Simpel behandelt und mich verspottet, wenn ich's wagte, ihnen mit guten oder bösen Worten zuzureden . . . Sie haben mich geschlagen, Rosemal, geschlagen, daß mir das Blut über mein Angesicht floß . . . ich bin krank geworden, und sie haben mich ohne Pflege liegen lassen, als ob sie meinen Tod wünschten!"

Hier schwieg Spinal; seine Stimme hatte bei den letzten Worten einen dumpfen Ton bekommen, der deutlich verrieth, wie das Erzählen dieser That seine Brust beklemmte. Auch der Krämer schwieg; er konnte nicht glauben was er hörte.

„Und nun,“ fuhr Spinal fort, „da mein Haus leer ist, als hätte niemals wer darin gewohnt, da sie alles weggeschleppt haben, selbst die Decke von meinem Bett, jetzt sind sie fortgezogen. Meine Tochter, die ich so lieb hatte, und trotz ihrer schlechten Aufführung noch liebe, meine Therese läuft zu Brüssel mit einem Schauspieler herum . . . Mein Sohn Johann, euer unglücklicher Pathe, ist nach Paris zurück. Was mich betrifft, Freund Rosemal, ich muß das Land meiden; wer mir begegnet, ist mein Mahner und zehet mich des Betrugs oder des Bettels. Mit dem Unglück ist mir das Ehrgefühl wiedergekehrt; ich kann nicht so leben . . . und wie könnte ich's ändern? Niemand gibt mir Arbeit; von den andern Meistern will mich keiner als Gesellen aufnehmen;

ich habe nichts zu essen, keine Decke auf meinem Lager, keine Kleider; mein verkauftes Haus ist an Andere vermietet; ich muß übermorgen ausziehen. Ach, Rosemal, ich wollte hoch fliegen, und bin leider tief gefallen; ihr seht es!"

Rosemal hatte dem Berichte seines Freundes aufmerksam und mit feuchten Augen zugehört; als dieser nun schwieg, rief er fast verdrießlich:

"Aber, Spinal, ich weiß nicht, warum ihr mir verschweiget, was ich zu wissen verlange. Ihr sagt, daß ihr außer Landes müßt; dies ist mir nicht einleuchtend. Ein echter Freund kann viel thun, wenn er will. Laßt hören, wie hoch beläuft sich eure Schuld?"

"Ich verstehe euch!" rief Spinal verwundert aus. "Aber ich werde es nicht zugeben. Glücklicherweise genug, daß ich noch einen Menschen finde, der mich seiner Hülfe würdig achtet. Laßt mich fortgehn, Rosemal; ich will arbeiten wie ein Sklave; und kann ich auch nicht alles, was ich schuldig bin, bezahlen, bevor ich die Welt verlasse, so soll mir doch der gute Wille nicht gefehlt haben. Reichet mir die Hand zum tröstenden Abschied, und betet zuweilen für meine Kinder, Freund!"

Plötzlich schien der Krämer sein Vorhaben aufzugeben, er stand von seinem Stuhle auf und sagte:

„Wenn ihr nicht wollt, dann kann ich nicht helfen. Aber ihr werdet mir doch einen Abschiedstrunk nicht ausschlagen; ich habe noch eine gute Flasche vom Jahre Elf in meinem Keller. Sitzet nieder, Spinal; nur den Muth nicht verloren; es läuft im Jahre viel Wasser durch die Schelde; ein Unglück kommt schnell, aber auch das Glück kommt unverhofft. Gott weiß es; ihr dürfet nicht verzweifeln. Sitzet nieder!“

Mit diesen Worten lief er zum Keller und kam nach wenigen Augenblicken zurück, setzte zwei Römer (Rheinwein-



gläser) auf den Tisch, schenkte sie voll bis an den Rand und sagte:

„Kommt, Spinal, wenn's denn doch fortgereist sein soll, auf euer Wohl! Ein gutes Glas, nicht wahr? Nun, da ihr doch auf keinen Fall meine Hülfe annehmen wollt, so sagt mir wenigstens, wie hoch sich wohl eure Schuld beläuft und wie ihr sie zu bezahlen denkt. Mit Handarbeit gewinnt man nicht viel, wenn man keinen Handel treibt, das wißt ihr wohl.“

„Ja, das weiß ich freilich; und das Unmögliche kann man nicht vollbringen. Aber zur Beruhigung meines eignen Gewissens will ich mir das Brod vom Munde weg sparen, um jährlich etwas von meiner Schuld zu tilgen, und wer weiß, falls Gott mir ein langes Leben verleiht, ob es mir nicht doch vielleicht gelingt, mich ganz schuldenfrei zu machen; denn sechshundert Gulden können doch wohl in zwanzig Jahren Groschenweise zusammengespart werden.“

„Sechshundert Gulden, sagt ihr? holländische Gulden?“

„Nein, brabändische. Ich bin viel mehr schuldig gewesen; aber da mein Haus verkauft ward, hat jeder Gläubiger ein Stück davon zu erhaschen gesucht.“

„Sechshundert Gulden brabändisch — ohne Stüber und Pfening?“

„Sechzehn Stüber, sieben Pfennige. Ihr seht, daß ich meine Rechnung auswendig weiß.“

„Trinken wir noch einmal, Spinal! — Ja es ist allerdings möglich, diese Summe zu verdienen; und eure Kinder werden sich wohl auch noch bessern; ein jeder ist jung oder ist's einmal gewesen, Spinal; der Verstand kommt nicht vor den Jahren, sagt das Sprichwort. Ich sehe, daß wir bei unserm Wein nichts zu nagen haben. Einen Augenblick, ich will ein paar Brezel holen.“

Rosemal blieb sehr lange aus, länger als nöthig ist, um so etwas zu holen. Endlich zurückkehrend setzte er eine Schlüssel mit Brezeln auf den Tisch und sprach in ernsthaftem Tone zu dem betroffenen Schuster:

„Spinal! wir sind mitsammen aufgewachsen als Nachbarkinder; euer Vater war der beste Freund meines Vaters; wir haben zusammen gespielt, und bis in die vierzig Jahre sind wir wie Brüder unzertrennlich gewesen; ihr waret nie mein Feind, sonst hättet ihr mir euer Unglück wohl nicht erzählt; ich blieb immer euer Freund, sonst würde euer Glend mir nicht die Thränen aus den Augen pressen. Demnach habe ich das Recht, euch in eurer Noth beizustehn und euch wenigstens einiges Geld für eure Reise zu leihen. Weil aber gute Rechnungen die besten Freunde machen, so verlange ich,

daß ihr mir einen Empfangsschein ausstellet für das Geld, das ich euch borge. Seht, hier ist ein solcher Schein; unterschreibt ihn wie er lautet, ohne ihn zu lesen. Ich gebe nicht zu, daß ihr mit fünf oder zehn Gulden auf die Reise gehet und Noth leidet; und um eurerseits keinen Widerspruch zu verursachen, bitte ich euch als Freund, macht mir die Freude und unterschreibet ungesehn! "

Spinal, der auch nicht einen Heller mehr besaß und vielleicht innerlich froh war, so unverhofft einen edlen Freund zu finden, der ihm Reisegeld liehe, drückte des Krämers Hand, nahm die Feder und unterzeichnete.

Rosemal zog ihm die gefertigte Quittung unter der Hand weg, hob sein Glas in die Höhe und rief:

„Das gilt eurer Wohlfahrt in unserm theuern Vaterland, Freund! Und nochmals, auf die Wohlfahrt eures neuen Ladens! Auf, auf, Bescheid gethan auf diesen frohen Wunsch! Betrachtet mich nicht so, Spinal; ihr steckt im Neze. Gefangen, gefangen! Hurrah, hurrah! "

„Ich verstehe nicht, was ihr damit meint! " rief der erstaunte Spinal. „Ihr lacht so fröhlich, daß ich selbst mich darüber freue. Aber was ist denn im Werke? "

„Was im Werke ist? Seht einmal, für wieviel ihr mir quittirt habt.“

Und damit hielt er in einiger Entfernung dem Spinal das Papier hin, und wies mit dem Finger auf den Rand, wo in großen Ziffern die Zahl 1000 ausgedrückt stand.

„Tausend Gulden!“ rief Spinal aus, indem er nach dem Papiere griff, ohne es fassen zu können. „Tausend Gulden!“

„Ja, tausend Gulden Wechselgeld!“ antwortete triumphirend Rosemal, und warf einige Wechselbriefe und einen Sack mit Geld auf den Tisch. „Und hier liegt die Summe!“

„Ich will nicht! O, zwingt mich nicht zur Annahme dieses Geldes,“ schluchzte der Schuster, dessen Thränen vor tiefer Ergriffenheit wie Bäche zu strömen anfangen. „O, denkt nicht, daß ich in solcher Absicht gekommen bin!“

„Ihr werdet doch nicht die Dummheit begehn, mir diese Quittung zu lassen, ohne das Geld dafür zu nehmen? . . . Doch hört, Spinal; die Freude übermannt mich, laßt uns ernstlicher reden. Ich bin reich; mein einziges Kind, Siska, kann keine Noth leiden, wenn sie sie nicht selber aussucht. Unser Laden ist jährlich einige Tausende werth; wir besitzen Eigenthum und Kapitalien. Was sind also die tausend Gul-

den mir? Nichts . . . einige Monate Aufmerkens. Und ich sollte meinen einzigen Freund in der weiten Welt umherirren lassen, wegen solcher Kleinigkeit? — Hört nun, wie ich's meine. Ihr befriedigt sofort eure Gläubiger, — sie werden dann aus Feinden Freunde werden; — ich habe hier hinter der Ecke ein Haus leer stehn, das bezieht ihr; ihr kauft Leder und nehmt Gesellen; ich werde euch beistehn, bis euer Geschäft gut geht; ihr schreibt über euerm neuen Laden nichts anders, als: Johann Spinal, Schuster=Meister; ihr liefert gute Arbeit in Treue und Rechtschaffenheit; ich will euch Kunden genug zubringen; und da auf eurem Schuldscheine keine Zahlungsfrist ausgedrückt ist, so werdet ihr seiner Zeit das geliehene Geld wohl zurückgeben können. Wenn dann auch eure Kinder einmal durch das Unglück belehrt sind, dann werden sie von selbst zurückkommen und euch um Vergebung bitten. — Und nun, Freund Spinal, setzt euch nur bald in euren vorigen Staat; denn am nächsten Sonntag nach der Vesper gehen wir zur Steinbrücke, trinken eine Flasche Doppelbier und spielen ein Stündchen Karten; ich gebe euch hundert vor, wenn ihr's wagt."

"Sollte ich soviel Wohlthaten von eurem guten Herzen annehmen?" rief Spinal wie außer sich.

"Hieher in meine Arme!" antwortete Rosemal. "Ich habe heute für mehr als zehntausend Gulden Glück. In meine Arme, Freund Spinal, schnell!"

Die zwei Freunde umarmten sich mit Freudenthränen und blieben einige Augenblicke sprachlos. Dann tranken sie, gleichfalls ohne zu reden, jeder einen Römer Wein bis auf den Grund aus.

Endlich sagte Rosemal mit mehr Fassung:

„Spinal, ihr werdet meiner Frau nichts von Allem dem sagen, nicht wahr? Die Frauen sind wohl auch edelmüthig, aber auf ihre Art: sie wollen selten leiden, daß ihr Mann es sei. Bezahlt die Hausmiethen an sie, und haltet euch übrigens, als wüßtet ihr von nichts. Aber hütet euch nun auch vor den französischen jungen Herren seligen Andenkens.“

„Das hat keine Gefahr, Freund. Ein Esel stößt sich nicht zweimal gegen denselben Stein; der Brunnen ist gedeckt, das Kalb fällt nicht mehr hinein. Ich kenne jene Vögel; sie hängen zusammen mit Lücken und Streichen und ich bin ihrer so satt, daß eine französische Bestellung von ein Paar Schuhen mir ein schlechter Gefallen sein wird.“

„Oho, Spinal; so weit müßt ihr's auch nicht treiben. Die Franzosen, die hier in Antwerpen als Bürger ansässig sind und Handel treiben, kenne ich alle als ehrliche Leute, und ich zähle ihrer Viele unter meine besten Kunden. Aber die kahlen Ratten, die seit dem Jahre Dreißig hieher gelaufen

kommen, wie in ein Schlaraffenland, das sind die Schelme, die ihr im Auge behalten müßt. Kommt, wir gehen jetzt eure neue Wohnung ansehen; es ist ein sauberes Haus, Mann! Steckt das Geld und die Wechsel zu euch.“

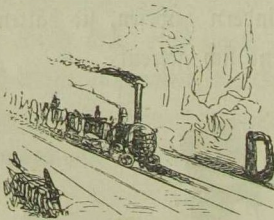
Nach ein paar Tagen wohnte Spinal in dem Hause, das Rosemal ihm überlassen oder vermietet hatte. Der Laden war mit Schuhen und Leder wohlversehn; zwei Gesellen saßen neben Spinal an der Arbeit. Nach Verlauf einiger Monate hatte er bereits viele Kunden, theils wegen der tüchtigen Arbeit, die er lieferte, theils durch Rosemals unaufhörliche Empfehlung. Jeden Sonntag spazierten die zwei Freunde zur Steinbrücke und spielten am Abend in einem oder dem andern Gasthause ihr Spielchen; mit einem Worte, sie hatten alle ihre alten Gewohnheiten wieder angenommen, und wäre nicht das Schicksal von Spinal's Kindern gewesen, sie hätten beide vielleicht über alles Vorgefallene sich gefreut.





IV.

Wälſche Brunker, fahle Junker.



Die ſchändliche Aufführung und das Schickſal der Hortenſe Spinal hatte Vater Roſemal benützt, um ſeine Frau zur Zurückrufung der Siſka zu vermögen. Doktor Veſkmann war ihm hierin behülflich geweſen. Endlich, nachdem Siſka drei volle Jahre die franzöſiſche Erziehung genoſſen und ſich im letzten Jahre geweigert hatte, die Vacanzzeit bei den Eltern zuzubringen,

willigte die Mutter in das Verlangen ihres Mannes und des Doktors ein. Es ward ein Brief geschrieben, um den Lehrerinnen für das Geleistete zu danken, und es ward der Siska gemeldet, daß ihre Mutter am 15ten des laufenden Monats um vier Uhr Nachmittags sie an der Eisenbahn abholen werde.

Es war an diesem Tage schönes helles Wetter. Etwa eine halbe Stunde vor der Ankunft des Zuges sah man eine fast ältliche Frau in dem Bahnhofe stehn. Sie war reinlich gekleidet, trug eine altmodische Haube mit kostbaren Spitzen und einen Mantel von feinem Tuch. Doch konnte man wohl merken, daß es eine Bürgersfrau war, die ihren sonntäglichen Staat anhatte und darum gegen die allenfallsige Gefahr des schlechten Wetters einen ungewöhnlich großen Regenschirm bei sich führte. Das Herz der Frau Rosemal — denn sie war es — klopfte heftig vor mütterlicher Zärtlichkeit; sollte sie ja sogleich ihre liebe Siska umarmen, dies theure Kind an ihre Brust drücken und nun unaufhörlich den Lohn schmecken für allen Zwist, allen Verdruß und alle Mühen, die sie hatte durchkämpfen müssen, um der Tochter eine glänzende Erziehung zu sichern. O welche Freude wird es ihr machen!

Ha, da faust von ferne der Zug heran! Von allen Seiten kommen die Diener aus Ecken und Winkeln getausen, aus Magazinen und Baracken hervorgekrochen. Die metallene

Stimme des Feuerwagens verzaubert den todesstillen Bahnhof in ein gewühlvolles Feld, und unter allerlei Geruf und Geschrei hält endlich das riesige Fuhrwerk still. — Nun hebt sich der mütterliche Busen pochender, der glückliche Augenblick des Wiedersehns naht. Die alte Frau stellt sich an den Eingang des Hofes und blickt forschend alle Frauengestalten an, die an ihr vorübereilen. Schon fliegen die Wagen der Reihe nach der Stadt zu, die schweren Omnibus schließen den Zug, und in weniger als ein paar Augenblicken ist das eiserne Pferd zu Stall gebracht, die Diener sind in ihre Höhlen zurückgekrochen, die Reisenden sind verschwunden, und der Bahnhof ist wieder in die alte Todesstille versunken. Mutter Rosemal sieht das Gitter sich schließen; das Herz schwillt ihr vor Betrübniß, ein schmerzlicher Seufzer dringt aus ihrer Brust . . . sie hat ihre liebe Siska nicht gesehn! Dennoch bleibt sie zur Stelle stehn, als ob eine geheime Kraft sie an das Gitterthor bannte, und noch lange wäre sie vielleicht dort in traurigen Gedanken versunken geblieben, hätte sie nicht in der Ferne eine junge Dame bei einem Fiakerwagen stehn sehn in der Haltung von jemand, der wartend um sich blickt.

Sollte dies ihre Siska sein? Unmöglich. Es ist eine vornehme Dame; ihr glänzendes Seidenkleid läßt einen großen Theil ihres Nackens bloß; wohl scheint ein gazenes Tüchlein (sichu) ihn bedecken zu wollen, aber es verbirgt ihn

nicht; bei jeder Bewegung, die sie macht, tanzen lange Locken um ihre Wangen, von ihrem kostbaren Hute weht ein schwanker Federbusch; ihre Hand hält ein kleines feines Sonnenschirmchen; fünfzehn Schachteln von allerlei Gestalt und zwei große Koffer liegen vor ihren Füßen. . . Das ist Siska nicht

Das sind die Bemerkungen, welche Mutter Rosemal macht und die Gedanken, die durch ihren bekümmerten Geist gehen. Plötzlich macht die junge Dame ein Zeichen der Ungeduld gegen die alte Frau und läßt dadurch ihre Gesichtszüge sichtbarer werden. Himmel, es ist ihre Siska! Und sieh, die steife Mutter hüpfst dahin, wie ein junges Mädchen, zwei Thränen schießen in ihre Augen, ein wonniges Lächeln verklärt ihre Züge, sie öffnet die Arme und ruft mit rührender Freude:

„O Siska, mein Kind!“



Aber es scheint, daß der Name Siska die junge Dame beschämt; sie wird roth. Doch die Röthe vergeht schnell und sie macht zwei Schritte auf die Mutter zu. Diese will ihre beiden Arme um den Hals ihres Kindes schlingen; aber sich, die verwälschte Tochter will sich nicht den Umstehenden zur Schau stellen; sie faßt die Hände ihrer Mutter, hält sie fest, und verhindert die Umarmung. Dann sagt sie:

„Guten Tag, Mama. Wie geht es? . . . Und was macht Papa? — Gebt Acht, ihr tretet auf meine Schachteln . . . Ich stehe hier schon eine halbe Stunde und warte auf euch.“

Waren diese Worte hart und unziemlich? Unter andern Umständen wären sie es vielleicht nicht gewesen; aber jetzt durchschnitten sie das liebevolle Mutterherz wie eben so viele Messer. In der That, war dies die Sprache, die sie von ihrer Siska erwarten durfte nach einer ganzjährigen Abwesenheit? Nicht einen einzigen Kuß, nicht einen Händedruck für sie, die drei Jahre lang in Zwist mit ihrem guten Manne gelebt hatte, um Siska's Willen zu thun? für sie, die alle ihre Hoffnung auf die Gegenliebe ihres einzigen Kindes gesetzt hatte! Wohl mußte sie ihr schmerzlich sein, diese herzzerreißende dürre Begegnung, denn die arme Frau bedeckte mit beiden Händen ihre Augen und fing schluchzend und mit überfließenden Thränen zu weinen an.

Soweit war jedoch alles natürliche Gefühl in Siska noch nicht erstorben, daß sie den Schmerz ihrer Mutter ohne Mitleid hätte ansehen können; im Gegentheil, ihre bessere Natur bekam das Uebergewicht. Sie schlang ihren Arm um den Hals der Mutter und küßte sie auf beide Wangen mit um so größerem Drange, als er durch eine falsche Selbstbeherrschung hervorbrach. Nun war die alte Frau getröstet und glücklich; sie hielt ihr Kind neidisch an ihre Brust geschlossen und starrte mit saugenden Blicken in ihre Augen. „O Siska, meine liebe Siska!“ wiederholte sie bebend vor Rührung.

Nicht wahr, solcher Augenblicke sollte das Menschenleben viele und dauernde zählen? Aber, o Mißgeschick! Da lacht jemand. Siska hört es, blickt um sich und bemerkt die spot-



tende Miene in dem Gesicht eines jungen Herrchens, das als höhnischer Zuschauer ihre und der Mutter Liebeserweise zu belauern scheint. Schamröthe färbt alsbald des Mädchens Wangen, sie windet sich los aus den Armen der Mutter und nimmt ihre gleichgültige Haltung wieder an.

Inzwischen waren die Schachteln in den Fiakerwagen gestellt, dieser aber damit so vollgepackt worden, daß unmöglich zwei Personen noch Platz darin fanden. Da Siska sich alle die Modensflitter, welche in den vielen Schachteln enthalten waren, unendlich angelegen sein ließ, und das Verdrücken und Verkrumpeln derselben fürchtete, so befahl sie dem Kutscher, der in der Nachbarschaft ihres Vaters wohnte, das Gepäck an ihr Haus zu fahren, Willens, selbst zu Fuß in die Stadt zu gehn. Sollten wir uns täuschen, wenn wir sagen, daß Hoffart und Eitelkeit diesem Entschlusse nicht fremd waren, und daß das eitle Mädchen wohl gern ihre schönen Kleider vor ihren Antwerpener Bekannten zeigen wollte?

Siska öffnete ihren Sonnenschirm, nahm eine freie Haltung an und schritt stadtwärts, ohne ihrer Mutter noch andere Beweise von Zärtlichkeit zu geben. Diese lieblose Kälte that der armen Frau sehr weh; sie mochte zwar ihr Kind nicht der Bosheit beschuldigen, aber wie sehr auch die Liebe in ihrem Herzen es in Schutz nahm, sie fühlte doch, daß der Doktor kein ganz schlechter Rathgeber gewesen. In ihren

trüben Gedanken schritt sie einher, wie ein Diensthote, der seiner Herrschaft folgt. Das Schweigen dauerte schon länger und bereits waren die zwei Frauen innerhalb der Stadt, als Siska, ihre Mutter von Kopf zu Füßen in sonderlicher Weise betrachtend, zu ihr sagte:

„Aber Mama, wie seid ihr doch gekleidet! Man hält euch für ein armes Weib, mit dieser häßlichen Ziehhaube und dem altfränkischen Mantel. Ich schäme mich vor den Leuten. Steckt dieses Pfarrers-Parapluie unter euren Mantel, denn wir sehen ja aus wie Bäuerinnen, die von ihrem Dorfe kommen.“

Frau Rosemal antwortete hierauf mit leiser Stimme, die den Ausdruck ihres Kummers trug:

„Siska, mein Kind, du mußt nicht so heikel sein. Ich bin gekleidet wie meine selige Mutter gekleidet war, und kann doch wahrlich jetzt in meinen alten Tagen nicht mehr meine Tracht ändern. Laß das gut sein; die Leute haben sich nicht darum zu kümmern; wir sind ja niemanden etwas schuldig!“ —

Während ihre Mutter diese Worte sprach, hielt Siska ihr Auge auf die Vorübergehenden gerichtet, um zu sehn, ob ihre persönlichen Reize ihre Wirkung thäten. Sie war ungemein erfreut, wenn ein Haufe junger Maulaffen lachend unter einander von ihr zu reden und durch den Ausdruck

ihrer Gebärden zu sagen schienen: „Welch ein schönes Mädchen ist das!“

Die arme Mutter wagte es, ihre Tochter zu fragen, ob sie sich in dem Pensionat nicht gelangweilt habe, und ob sie nicht lieber zu Hause bei den Eltern wäre, und dergleichen mehr; aber wie sehr sie sich auch bemühte, ein vertrauliches und tröstliches Gespräch anzuknüpfen, es war alles umsonst; das eitle Mädchen dachte nur darauf, ihrem Gang den rechten Schwung und Anstand zu geben, und die Lobpreisungen einzusammeln, welche sie in den Blicken der Vorbeigehenden zu lesen meinte.

Auf dem Milchmarke kam ein junges Herrchen gerade auf sie zu mit lächelndem Gesicht und mit so vertraulicher Gebärde, daß man hätte denken sollen, sie seien Bruder und Schwester. Frau Rosemal sperrte die Augen so weit sie konnte auf, um diesen jungen Mann zu erkennen; vergebens — sie hatte ihn nie gesehn. Dieser ließ sich aber durch die forschenden Blicke der Mutter nicht beirren, sondern trat dicht vor Siska hin und sprach mit gekniffenen Lippen auf französisch:

„Ah, guten Tag, Fräulein Eudorie! Sie haben also das Pensionat verlassen? Antwerpen wird nun das Glück genießen, eine so bezaubernde Dame zu besitzen? Wahrlich ein köstlicher Gewinn für uns arme junge Leute, die wir über die Seltenheit so vieler vereinigten Reize seufzen!“



Hierauf antwortete Siska, indem sie einen verführerischen Liebesblick unter ihren Wimpern hervorschoß und zugleich eine verwirrte Haltung annahm:

„Sie spotten, Herr Georges! Aber wie geht es Ihrer Schwester Clotilde?“

„Gut, sehr gut;“ sagte der junge Herr ganz gleichgültig; dann mit einem halbspöttischen Ausdruck in den Zügen fragte er, auf die alte Frau deutend:

„Ist das Ihre Magd?“

Diese Frage machte Siska erröthen bis unter ihren Hut; sie schämte sich ihrer guten Mutter, die verwälschte Puppe. Es dauerte eine Weile, bevor sie, immer noch verlegen und gezwungen, antwortete:

„Nein, es ist meine Mutter.“

„Ah so!“ rief der junge Mann, und sich gegen die alte Frau wendend sprach er mit steifer Verbeugung:

„Madame Rosmal! erlauben Sie, daß ich Ihnen mein Compliment mache. Sie haben eine charmante Tochter!“

Die alte Frau verstand den französisch Redenden nicht, merkte aber deutlich genug was vorging und daß sie der Gegenstand seines unverschämten Spottes sei. Dennoch neigte sie den Kopf, um seine Verbeugung zu erwidern. Der junge Mann entfernte sich, indem er zu Siska sagte:

„Arme Frau! sie hat Recht, daß sie Sie unter ihrem weiten Mantel bewahrt. Es sind ihrer so Viele unter uns, die Sie gern stehlen möchten. Auf Wiedersehn, Fräulein Eudorie!“

Mit tiefer Angst hatte die Mutter dies Alles mit angesehen, und sie wäre wahrscheinlich in verdrießliche Verweise ausgebrochen, hätte nicht ein schmerzliches Gefühl ihre Brust beengt. Mit sichtbarem Aerger sprach sie:

„Der französische Laffe, wer meint er, daß wir sind? Er hielt dich sicher für eine Andere, denn er nannte dich

Eudorie, und zu mir sagte er: Madame Rosmal! Wie kannst du dir doch das fade Geschwätz einer solchen Begrüßung gefallen lassen von einem Menschen, den du gar nicht kennst? "

Diese Worte waren nicht nach Siska's Geschmack, das sah man deutlich an ihrem verzogenen Munde. Sie antwortete im Tone eines fast trotzigen Bemitleidens:

"Sie denken wohl gar, daß ich drei Jahre in einem französischen Pensionat war, um unbeliebt und tölpelhaft zu bleiben? Dieser junge Herr ist ein Bekannter von mir; seine Schwester Clotilde war meine Freundin und er besuchte sie öfter. "

"Ist es vielleicht Peter Vonderzang?" fragte die Mutter.

"Ja, es ist Herr Vonderzang! "

"Und du schämst dich nicht, Siska, soviel Ziererei zu machen mit dem Sohne von deines Vaters Bartscheerer? mit dem kahlen faulen Bengel, der nichts kann, als seinen Vater aufzehren und Pflastertreten? "

"Aber Mutter, darum kann er ja doch eine feine Bildung bekommen haben. Er hat in Paris gelebt, und ist er gleich nur ein Haarkünstler, so ist er doch ein geschliffener Mensch, der die Welt kennt. "

„So, das nennst du die Welt kennen: nichts thun, herumlaufen und den Eltern Verdruß machen? Nun denn, Siska, ich sage dir, daß ich's nicht leide, daß du mit solchen unverschämten Brunkhansen Bekanntschaft machst; und was deinen Namen betrifft: ich heiße Siska und du heißt auch Siska. Gott weiß, aus welchem Kegeralmanach du diesen lächerlichen Namen Eudorie magst aufgefischt haben.“

Siska war gereizt; sie antwortete in beißendem Tone:

„Ist es meine Schuld, daß die Fräulein im Pensionat meinen gemeinen Namen verändert haben? — Und wahrhaftig, ich heiße lieber Eudorie Rosmal, als daß ich mir stets mit dem platten bauernflämischen Namen Francisca Rosmal die Ohren zerreißen lasse.“

Unglückliche Mutter! Sie dachte in diesem Augenblicke an die Aufführung der Hortense Spinal und bebte an allen Gliedern vor Angst. Sicher hätte sie ihrer Tochter noch härtere Wahrheiten gesagt; allein sie standen nun vor der Thürschwelle des Gewürzladens und traten hinein. Es befand sich gerade niemand darin als Rosmal selbst, der eben beschäftigt war, Kaffee zu mahlen. Es kostete Siska jetzt keine Gewalt, ihren Vater zu umarmen, da kein fremdes Auge sie beschämen konnte. Der gute Mann gab sich im ersten Augenblicke ganz seiner väterlichen Zärtlichkeit hin und küßte das aufgepuzte Mädchen mit Herzensfreude. Diese

Liebeserweise wurden gleichwohl zu früh durch Siska unterbrochen; denn ihr entfuhr unmittelbar der französische Ausruf:

„Maman, ma chambre? Wo ist mein Zimmer, Mama? Ich kann ja diese Schachteln nicht hier im Laden stehn lassen. Kutscher, tragt mir dies hinauf!“

Eine Stunde darnach hatte Siska sich in ihr Zimmer eingeschlossen und war geschäftig, ihre mancherlei Hüte und Kleider auszupacken, ihre Pomadetöpfe und Riechfläschchen aufzustellen und ihre Locken in neue Wirbel zu schlagen. Man hörte ihre Stimme bis in den Laden herab; sie trillerte das ewige französische Geleier von „ô ma belle, sois moins cruelle u. s. w.

Vater Rosemal stand wie verwirrt hinter seinem Ladentisch; die rechte Hand ruhte noch müde auf der Kurbel der Kaffeemühle und mit der linken kratzte er sich hinter den Oh-



ren, wie ein rathloser Mensch; seine Augen starrten bewegungslos vor sich hin in den Läden; eine peinliche Ueberlegung hatte ihn entrückt. Auch er dachte an Hortense Spinal, und murmelte von Zeit zu Zeit:

„Esel, der ich bin! Hätte ich doch lieber meinem eigensinnigen Weibe Arm und Bein gebrochen. Doktor Pelsmann hat wahr gesagt, daß ich hinter den Ohren kragen würde. Aber was hilft jetzt das Klagen? es ist ein schlechtes Pflaster für den Tod!“

Mehr Angst, mehr Beklommenheit und vorzüglich mehr Gewissensbisse folterten die arme Mutter; in einer halbdunkeln Ecke ihrer Küche saß sie in Schmerz versunken und weinte mehr oder minder die hellen Zähren, je nach der Heftigkeit ihrer Gedanken.

Aber leider half das Weinen und Klagen so wenig als das Ermahnen und Bitten; es war Alles vergebliche Mühe; Siska blieb auf ihrem Willen. Nach und nach gewann die mütterliche Zärtlichkeit bei Frau Rosemal doch wieder die Oberhand, und durch die Mühe, die sie sich gab, Siska bei dem unwilligen Vater zu entschuldigen und in Schutz zu nehmen, endigte sie selbst damit, nichts Schlechtes mehr an ihr zu sehn; wohl einige Grillen und ein wenig Eigensinn, aber nichts Arges. Das Mädchen ist ja noch jung; das

wird sich schon ändern. — Durch solche Nachgiebigkeit gewann die Mutter mehr Liebeserweise von ihrer Tochter, und tröstete sich damit, den Kunden versichern zu können:

„Unsre Siska hat viel gelernt, Nachbar; sie kann ihr Französisch besser als ihr Flämisch. Es ist eine Perle von einem Mädchen.“

Und in der That, wie alle Bürgerstöchter, die in einem französischen Pensionat erzogen wurden, besaß Siska eine sehr artige Bildung. Von der französischen Sprache wußte sie genug, um eitle Worte zu wechseln und von amour und toilette zu schwagen. Im Gespräche selbst ward zwar das Französische schrecklich verhunzt; aber ihre Dreistigkeit und freie Haltung ließen solche Fehler leicht übersehn. Die Rechenkunst verstand sie nicht; das ist auch eine viel zu trockne mühsame Wissenschaft für so zarte Fräulein; sie konnte nicht einmal eine Rechnung summiren; nur soviel hatte sie gelernt, um zu wissen, daß wenn man drei Liebhaber zugleich hat, man wohl einen davon verlieren kann, ohne ganz verlassen zu sein. Aus der Erdbeschreibung hatte sie behalten, daß Paris die schönste Stadt der Welt sei, das Schlaraffenland der jungen Frauenzimmer, wo man allezeit spielt und tanzt, wo zehnmal mehr Schauspielhäuser als Kirchen sind, wo die Moden und Pomaden erfunden werden u. s. w. Aus der Fabelkunde oder Mythologie hatte sie nur gelernt, daß die

Göttin der Liebe Venus heiße und daß der kleine Cupido ihr



Sohn sei. Ferner wußte sie die französischen Namen von allen Kleidern und Stoffen, von allen Haarzierden, allen Pomaden, Wohlgerüchen und Essenzen, von allen Pasteten und Torten. . . Seht, darin bestand die Bildung der Siska. War sie nun eine Perle von einem Mädchen, oder eine verwälschte Zierpuppe?

Vater Rosemal würde diese Frage nicht günstig beantwortet haben, wie aus folgenden Worten hervorgeht, die er um jene Zeit zu Doktor Belkmann sprach:

„Hätten wir euren Rath befolgt, Doktor, dann würde unsre Siska jetzt vergnügt und einfach hinter dem Ladentisch stehn; sie würde uns lieben und wir würden mit Lust dahin wirken, ihr ein gutes Erbtheil und ein blühendes Geschäft zu hinterlassen. Aber was ist es jetzt? Sie sitzt im Laden

mit einer seidenen Schürze und frisirtem Haar, ohne Haube; sie plaudert und scherzt den ganzen Tag mit den jungen Milchbärten und den fahlen Ratten, die unter dem Vorwande, Cigarren zu kaufen, mein Haus berennen und die Bürger vertreiben. Die Hälfte meiner Kunden habe ich bereits verloren. Freund Pelfmann, wenn ich todt bin, wird der väterliche Laden auch zu Grunde gehn; denn Siska wird nie einen Mann ihres Standes heirathen wollen; und wozu, sagt mir, sind die papiernen Junker nüz? — Ihr hattet Recht, Doktor; eine gründliche vaterländische Erziehung hätte aus meiner Siska eine tüchtige, sparsame Hausfrau gemacht; sie würde mehr nützliche Dinge wissen, als jetzt, würde gottesfürchtig und eingezogen geblieben sein; aber nein, sie mußte in ein Pensionat kommen und Französisch lernen! — Es ist möglich, und doch kann ich's kaum glauben, daß eine solche Erziehung für ein Edelmannskind paßt. Was ich aber gewiß weiß, ist, daß sie ein Bürgermädchen gründlich verdirbt. Aber, was bedeutet es, Doktor? Wenn das Kalb ertrunken ist, deckt man den Brunnen ein, und kratzt sich hinter den Ohren, wie ihr vorausgesagt habt.



V.

Besser späte Reue, als keine.



Am ersten Tage ihrer Rückkehr in's väterliche Haus an hatte Siska Alles in demselben zu befritteln und verächtlich zu finden nicht aufgehört. Alles, was die guten Eltern thun mochten, fand sie gemein, niedrig und unziemlich; und da das verwälschte Ding in allerlei Listen und Verstellungskünsten wohl geübt war, so bog und lenkte sie den Willen ihrer Eltern wie warmes Wachs.

Ach! vor drei Uhr konnte sie nicht zu Mittag essen; sie hatte ja keinen Bauernmagen. Bei dieser Erklärung wurde der Vater ärgerlich, die Mutter betrübt, beide weil sie ihr Lebenlang zu dieser gewöhnten Stunde ihr Mittagmahl genommen hatten und vor einer Veränderung erschrafen, die ihre ganze Tagesordnung über den Haufen warf. Aber

Siska fing an zu schmolzen und sauer zu sehn; es half nichts; in diesem Punkte zeigte sich der Vater unbeugsam. Siska weinte sich die Augen roth; es half doch nichts, obgleich die Mutter ihr jetzt aus Mitleid beistand. Nun fiel Siska in Ohnmacht; sie bekam heftige Krämpfe und gebärdete sich wie jemand, der seinen Bündel schnürt, um in die andre Welt zu gehn. Ein verwälschter Arzt, erfahren in den eigensinnigen Krankheiten fein erzogener Damen, wußte soviel schauderhafte Dinge von dem schwachen reizbaren Nervensystem der Frauen zu erzählen, daß die besorgten Eltern beschloffen, nun doch um drei Uhr zu Mittag zu essen. Wie oft hat sie seitdem der Hunger gepeinigt, da sie regelmäßig des Morgens um vier oder fünf Uhr aufstehend, so lange fasten mußten, während die faule gemächliche Siska nie vor neun Uhr zum Vorschein kam.

Und dann die Küche! welch ärmliche Kocherei! Nichts als Erdäpfel, Kohl oder Wirsing und Ochsenfleisch, gesotten oder gebraten; immer dasselbe. Siska fühlt sich von Zeit zu Zeit so schwach, so übel! — Sie muß ein Täubchen oder ein paar gebratene Vögel essen; so etwas wird ihr besser schmecken und besser bekommen. — Ihre Taschen stecken immer voll Pfeffermünz- und Zitronen-Zeltchen, und nicht ohne Grund; denn das arme Kind hat allerlei Weh: Magenweh, Herzweh, Kopfweh, Nervenweh, Weh überall . . . Ach, die Arme!

Mit ihrer Mutter des Morgens in die sechs-Uhr-Messe gehn, das wird sie nicht thun: im Winter ist es zu kalt, und im Sommer mag sie nicht zwischen all dem gemeinen Volk sitzen; es könnte ihr übel dabei werden. Das Hochamt dauert viel zu lang; sie kriegt kalte Füße auf dem Steinpflaster. Aber die zwölf-Uhr-Messe, das ist ihre Sache; da sieht sie schöne Toiletten, um sie nachzuäffen. Und dann kann sie noch einmal über den Grünen-Kirchhof wandeln und den jungen Herren von bon ton ihre schöne neue Mantille zeigen; (wohlgemerkt: meistens Scheidergesellen, Cigarrenspinner und Ladenbursche.)

Seht, sie hat ihre alte Mutter genöthigt, ihre Spitzenhaube mit einem seidenen Hut zu vertauschen und Schnürstiefel an ihre Füße zu heften; sonst würde sie nicht mehr mit ihr öffentlich ausgehn. Aber wie unglücklich sieht Mutter Rosemal aus unter ihrem neuen Kopfsputz! Sie krazt



fortwährend an ihren Ohren, denn sie ist das Rauschen des steifen Hutfutters noch nicht gewöhnt; und sie kann kaum drei Schritte thun, ohne mit ihren geschnürten Füßen Bewegungen zu machen wie jemand, der in eine durchlöcherete Matte oder in einen Misthaufen verwickelt ist; so wenig wollen die Schnürriemen mit ihren Füßen Bekanntschaft machen. Die arme Frau! die Nachbarn verlachen sie, während sie Perlen schwitzt und gern durch die Steine sinken möchte vor Scham. . . . Doch, vergeßt nicht, daß sie das alles für ihre Tochter leidet, und es also kein Wunder ist, daß sie ihren Schmerz ohne Klagen verbeißt.

Aber mehr noch als die Mutter ward Vater Rosemal durch die launenhafte Siska gepeinigt. Bis dahin war er immer Herr in seinem Hause gewesen und hatte seine Sachen stets so vorsichtig angelegt, daß sie ihm in keinem Augenblicke seines Lebens irgend schief gegangen waren. Jetzt sah er voraus, daß sie in Verwirrung kommen müßten; allein er hatte fast nichts mehr im Hause zu sagen; was er für gut fand und anordnete, verwarf seine Tochter, und nicht selten wagte sie's merken zu lassen, daß sie seine Gedanken für beschränkt und einfältig hielt. Wurde der alte Mann dann böse, so gerieth das Haus in Kampf und Aufruhr, er von der einen Seite und Siska mit der Mutter von der andern. Man weiß aber, wenn es auf Zank und Zwist ankommt, dann ist der Mann ein unmächtiges Kind in Vergleich mit der Frau;

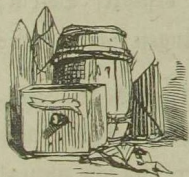
er macht sich einige Maß schwarzes Blut, schlägt brav auf den Tisch und knirscht mit den Zähnen; aber hat er auch das letzte Wort gehabt? — Gewiß nicht. Jetzt erst lacht die Frau ihn aus oder denkt bei sich: „nur zu, Mann, schlag' nur aus, reiß nur an den Strängen; das macht alles nichts, mein Wille geschieht doch.“

Dem Doktor Bellmann hatte man es auch so arg gemacht, daß das Haus ihm zuwider geworden war und er es nun sorgfältig mied.

Vater Rosemal war nicht zwischen Zank und Streit aufgewachsen; er hielt Friede und stille Freundschaft für das größte Glück auf Erden; auch ließ er zuletzt viele Dinge gegen seinen Dank geschehen, um unnützen Wortstreit zu vermeiden. Desungeachtet ward sein Gemüth von diesem ewigen Zwang und dem plötzlichen Umsturz seines ganzen Haushaltes in tiefe Trauer versenkt, und nicht selten begrüßte ihn irgend ein Bekannter mit den Worten: „Aber Rosemal, was seid ihr mager geworden! waret ihr krank?“ —

Nur in einer Sache war es dem guten Mann bis jetzt geglückt, siegreich zu bleiben, nämlich in den Ausfällen, welche Siska gegen den Gewürzladen selbst richtete. — O, der sollte, der mußte umgestaltet werden! — Doch dies kostete mehr Mühe und List. Hinter diesem Ladentisch war Rosemal aufgewachsen, da stand noch der Stuhl, worauf seine Mutter ihn gesäugt hatte; dieses Fäßchen und Kistchen hatte er schon

angelächelt, bevor er noch sprechen konnte. Da war keine Ritze, kein Zeichen, woran sich nicht eine jugendliche Erinnerung knüpfte; wegen jenes geborstenen Porcellantopfes dort hatte ihm sein Vater am Tage vor seinem Tod eine so tref-



fende Ermahnung über die Sparsamkeit gegeben, daß sie noch jetzt unauslöschlich in seinem Gedächtniß stand. Die schwarzen Flecken auf jenem grünen Fäßchen rührten von seinen eigenen Kinderhändchen her; denn aus diesem Fäßchen hatte ihm seine Mutter oft ein Stück Zucker gegeben, und das Kind sich darum angewöhnt, das Tönnchen liebkosend zu streicheln. Auf jenem Tische dort sind die Buchstaben J. S. eingeschnitten. Sie bedeuten Johann, Siska, und sind ein Denkmal seiner ersten und einzigen Liebe. Mit einem Worte, dieser Laden war sein Vaterland, seine Welt; alles was sich darin befand, war ein Bestandtheil seines Wesens, seines Lebens.

Wer aber vermöchte nun auch zu sagen, welche Fluth von Thränen Siska vergossen, wie oft sie ohnmächtig geworden, wie viele Tage sie zu essen sich geweigert, wie viele Krämpfe und Nervenzufälle sie bekommen, um den unerbitt-

lichen Willen ihres Vaters zu brechen und den Laden nach französischem Style umgestalten zu können! Ja, dies hat ein ganzes Jahr gedauert: zwölf Monate voll Zwist, voll Hausverdruß und Elterngram sind vorübergegangen, ehe der alte Rosemal, wie ein besiegter Soldat, den Kopf senkte und mit Thränen in den Augen sagte: „So macht denn fort!“

Aber dieses Wort, das wie sein eigenes Todesurtheil ihm das Herz durchschnitt, brach zugleich seinen Geist und seinen Körper nieder; er fing an abzunehmen, ward bleich und schwach und schien an einem geheimen Leiden dem Grabe zuzuwanken. Nicht selten erbebte Siska wie ein Rohr, wenn das blitzende Auge ihres greisen Vaters einen beschuldigenden Blick in ihr Auge schoß; aber er sprach nicht, der entmuthigte Mann, — er starrte regungslos auf die Werkleute hin, die seinen Laden über den Haufen zu werfen beschäftigt waren. Alle seine theuersten Erinnerungen sah er sie vernichten und in dem Maße, als diese unter dem Pinsel des Anstreichers, oder unter dem Stemmeisen des Schreiners verschwanden, ward sein Athem und sein Leben kürzer.

Bald war der einfache bürgerliche Kramladen in ein prächtiges Magazin umgeschaffen; alles blinkte von Kupfer und Firniß; der Ladenschrein war geziert mit kleinen Engeln, die Kaffe mahnten, Cigarren rauchten oder Tabak wogen; die Fensterscheiben waren so groß wie Spiegel und mit französischen Aufschriften bedeckt; lichte Gasflammen erhellen dies

alles; eine Ladenjungfer und ein Diener standen hinter dem Tisch mit verschränkten Armen; und Siska, oder Fräulein Gudorie Kosmal, saß auf einer Erhöhung am Fenster und las einen französischen Roman.

Dieser Stand der Dinge dauerte geraume Zeit, zum Verdrusse des entmuthigten Vaters. Er war nun so weit gekommen, daß er für Alles gleichgültig schien, selbst für die Freundschaft von Spinal. Dieser hatte auf Rosemal's Rath einen Handel in Häuten und Leder angefangen und in kurzer Zeit viel Geld damit verdient, so daß er im Stande gewesen wäre, die geborgten tausend Gulden zurückzuzahlen, wenn Rosemal die Annahme derselben nicht standhaft verweigert hätte. Von seinen Kindern hatte Spinal seitdem nichts vernommen.

Während in dem Laden Alles immer mehr in Verwirrung gerieth und die Geldkasse leer wurde, lag Vater Rosemal krank darnieder; da er aber niemals über Schmerzen oder Ungemach klagte, so glaubte man oder setzte voraus, daß es eine gewöhnliche Unbäßlichkeit sei, und begnügte sich, ihn gut und sorgfältig zu bedienen.

Eines Morgens jedoch wünschte er, daß man Herrn Belkmann und Spinal zu ihm rufen möchte. Letzterer war gerade in Handelsgeschäften nach Cöln gereist. Der Doktor kam sogleich, und blieb lange mit dem Kranken allein. Was zwischen den Beiden vorging und was sie sprachen, wissen

wir nicht. Endlich nach einer Stunde hörte man jemand die Treppe herabkommen — und der Doktor trat in den Laden. Sein Aussehn war bleich wie eines Todten, und stach unheimlich ab gegen seinen schwarzen Manteltragen; seine Augen funkelten und seine Wangen zitterten krampfhaft wie bei einem ergrimten Menschen; durch die Deffnung seines Mantels konnte man sehn, wie seine Faust sich ballte. Seit dem Augenblicke seines Erscheinens im Laden hielt er seine flammenden Blicke wie Pfeile auf Siska gerichtet und schritt nun wie ein Gespenst hinter den Tisch auf sie zu. Sie, voll Angst und Schrecken, streckte beide Hände voraus, als wolle sie diese unheimliche Erscheinung von sich abwehren; allein der Doktor öffnete seine Faust, faßte ihren Arm, drückte ihn fest und sprach mit schrecklicher Stimme:



„Dein Vater liegt im Sterben, entartetes Kind! — du hast ihn gemordet!“

Dann ließ er sie in Ohnmacht auf ihren Sitz niederfinken, ging zum Hause hinaus, um einen Geistlichen zu holen, und kam bald darauf mit diesem und dem Kirchendiener zurück.

Als der franke Rosemal die letzte Hülfe der Kirche empfangen und der Priester sich entfernt hatte, stöhnte er:

„Mein Kind, meine Siska will ich sehn, Doktor . . . aber Verzeihung für sie — o, peinigt sie nicht durch strenge Worte!“

„Ich hole sie; aber sie muß gestraft, sie muß gebrochen werden. Vielleicht werdet ihr dann aus dem Himmel auf ein reumüthiges tugendhaftes Kind herabblicken können.“

Mit diesen Worten öffnete der Doktor die Zimmerthüre und ging in die Küche hinab. Da saßen Mutter und Tochter mit den Händen vor den Augen und weinten. Siska's Jammerbild hätte ein steinernes Herz erweichen mögen. Seufzen, Stöhnen und schreckliches Klagen drang aus ihrem Busen hervor. Ach, diesmal war ihre Verzweiflung nicht geheu-

chelt. Das zerschmetternde Wort, welches der Doktor als den Fluch des erzürnten Gottes ihr in die Ohren gedonnert, hatte ihr die Binde gewaltsam entrissen. Der Name Vatermörderin, der ihr in flammenden Zügen stets vor Augen schwebte, brannte in ihr Herz wie ein Funke des höllischen Feuers, das ihrer warte. —

Der schwere Schritt des Doktors machte sie erschrocken aufblicken. . . . O, da steht er wieder vor ihr, der Racheengel des Herrn! Sein stechendes Auge dringt in ihre Seele; unter seinem gewaltigen Blick fühlt sie ihre Kraft schwinden, ein eifiger Frost macht das Blut in ihren Adern gerinnen. . . . Doch sie reißt sich los von diesem Zauber; sie springt auf, fällt vor dem Doktor auf die Kniee nieder, hebt die Hände empor und ruft:

„Euer Zorn ist gerecht! Ich bin ein verworfenes abscheuliches Geschöpf — aber, im Namen meines sterbenden Vaters, o Gnade, Gnade für mich!“

Zwei Thränen rollten blinkend über des Doktors Wangen; sein Gesicht verlor plötzlich den Ausdruck des Zornes, um nur noch die tiefste Betrübniß auszusprechen. Er nahte dem schluchzenden Mädchen, nahm sie bei der Hand und sprach, ohne sie vom Boden aufzuheben:

„Sisfa, unglückliches Kind! ihr habt schrecklich gegen Gott gefrevelt; denn Er hat gesagt: „Du sollst Vater und Mutter ehren;“ und was habt ihr gethan? — Nein, nein, erschreckt nicht; ich will das schreckliche Wort nicht wiederholen. Aber macht jetzt eure Missethat wieder gut; es gibt noch ein Mittel, euch mit Gott und euerm Vater zu versöhnen. Geht hinauf zu ihm, er ruft sterbend nach euch, — aber nehmt euch in Acht! Wenn er diese Welt verläßt ohne Ueberzeugung von eurer Reue und Bekehrung, wenn er den Geist aufgibt ohne Trost, ohne Frieden und ohne Hoffnung für euch . . . o dann wird der Fluch des Herrn euch folgen über dieses Leben hinaus!“

Wie bitter, wie herzerreißend diese Worte auch waren, Sisfa schien aus ihnen Muth zu schöpfen; sie küßte bewegt des Doktors Hände, und rief, indem sie aussprang und nach ihres Vaters Zimmer flog:

„Dank, Dank!“

Soll ich nun die feierliche Todesstunde des Vaters und die Verzweiflung der Tochter schildern? Soll ich euch Sisfa zeigen, wie sie heulend und mit gelöstem Haar durch die Bäche ihrerer vergossenen Thränen kriecht? Soll ich euch sagen, wie sie sich den Kopf blutig stößt an dem Sterbebette ihres Vaters; wie sie ihre Schönheit zu vernichten sucht und

mit ihren Nägeln ihre Wangen durchfurcht; wie sie alle die Zeichen ihrer Pracht und ihres Leichtsinns zerreißt, zertritt und vernichtet! — O nein, dieses Schauspiel wäre zu ergreifend und zu schmerzlich.

Seht, der Vater stirbt, aber ein Ausdruck von Glückseligkeit verklärt sein Angesicht wie das eines Heiligen; seine brechenden Augen sind mit einem trostvollen Gefühle vor das Bett gerichtet. Da kniet Siska, sie hält ihre Mutter mit beiden Armen umschlossen, küßt sie mit Zärtlichkeit, und fleht, stöhnt um Vergebung; der Doktor steht gegenüber und vergießt Thränen der Rührung. Diese Scene sieht der Sterbende, er hebt seine matte Hand über den Rand des Bettes und läßt sie auf das Haupt seines Kindes niedersinken. . . . Dann spricht er, indem seine Seele ihre Flügel entfaltet und von der Erde himmelwärts sich aufschwingt:

„Sei gesegnet, gesegnet, o Siska, mein Kind!“

Der hundertjährige Gewürzladen Rosemal's ist nun geschlossen. Mutter und Tochter führen ein einsames, bußfertiges Leben; sie gedenken mit Abscheu an die Ursache ihres

Unglücks, und ihren Litaneien fügen sie dies bedeutsame Gebet bei: Von französischem Sittenverderb erlöse uns, o Herr!

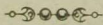
Lieber Leser, ich hege einige Hoffnung, daß diese wahre Erzählung deine nachsichtige Aufmerksamkeit wird gefesselt haben, und dann wirst du wohl auch neugierig sein, Siska zu sehen. Wohlan denn, wenn du wirklich dieses Verlangen hast, so gehe am Freitag ungefähr um sechs Uhr Morgens, oder etwas später in die Dominikanerkirche, öffne die Thüre rechter Hand, und schreite fort über den alten Kirchhof bis unter den Kalvarienberg und in die Armeeseelen-Grust. Hier wirst du ein junges Frauenzimmer knien sehen, ganz in einen schwarzen Mantel gehüllt und das Gesicht tief verschleiert. Wenn du genau aufmerkst, wirst du die Perlen eines Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten hören, und von Zeit zu Zeit wird unter ihrem Schleier ein Seufzer hervordringen, wie der einer armen Seele. Sie selbst jedoch wird regungslos darnieen, und in dem Halbdunkel der Kapelle wird sie dir vorkommen wie eine Bildsäule, die da aufgestellt ist. Wenn du dann siehst, daß sie, endlich aufstehend, einen langen Fuß auf die Hand der dort abgebildeten flehenden armen Seele drückt und langsam die Grust verläßt, ohne dich bemerkt zu haben, dann sage kühn: ich habe Siska Rosemal gesehen!

Die Tochter Spinal's werde ich dir nicht zeigen; es gibt Orte, die man nicht nennen mag. Ihren Bruder anbelangend, so hat Frankreich Gefängnisse genug, um Diebe und Schelme zu verwahren.



II.

Wie man Maler wird.

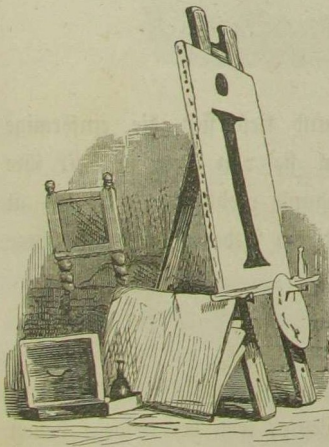


Wie man Maler wird.



I.

Entdeckung eines wunderbaren Talents. — Familienrath über die Bestimmung eines Kindes. — Die Antwerpener Akademie durch einen Handwerker beschrieben. — Malen ist ein hübscher Beruf.



In einem feinen Häuschen, zur St. Andreas-Pfarrei in Antwerpen gehörig, saßen an einem Abend des Monats Mai 1832 drei Personen bei einer kleinen Blechlampe an der Ar-

beit beisammen.

Eine alte Frau saß über einem Spizenkissen und warf die rasselnden Klöppel unaufhörlich durcheinander, während sie mit wunderbarer Geschicklichkeit die Stecknadeln auf dem Kissen hin und her wandern ließ.



Sie schien wohlgemuth und ließ sich die einförmige Arbeit nicht verbrießen, indem sie von Zeit zu Zeit ihre heißere Stimme zur Hervorbringung wohl lautender Töne zu zwingen versuchte und schleppend ein Liedchen sang aus ihrer Jugendzeit.

In ihren Zügen glimmte jenes freundliche Wohlwollen, welches das Angesicht betagter Leute, trotz der tiefgegrabenen Altersfurchen, zuweilen so anziehend machen kann.

Neben ihr saß eine junge Frau von sauberem Aussehen und schöner Gestalt.



Auch sie war mit Spitzenklöppeln beschäftigt. Sie trug wie die Alte die Kleidung der armen Antwerpener-Bürger- und Handwerksleute: ein rosenfarbiges Leibchen, einen schwarzen bejenen Rock und eine Spitzenhaube von gefälliger Form. Die Kleidung der beiden Frauen unterschied sich nur dadurch, daß der Zeug der Alten die großen Blumen des vorigen Jahrhunderts zeigte, während der der jungen Frau mehr dem heutigen Geschmack sich näherte, denn er hatte kleine Blümchen auf einem gemengten Grunde.

Die dritte in der Stube befindliche Person war ein Knabe von ungefähr elf Jahren, mit einem Gesichtchen so fein und so zart, wie das eines Engelchens. Große schwarze Augen, voll Leben und Bewegung, glänzten unter seinen langen Wimpern hervor und stachen wie dunkle Agate gegen



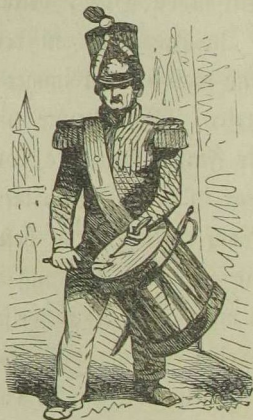
die Rosen seiner Wangen ab. Sein feiner Mund, in den Winkeln etwas einwärts gebogen, gab seinen Zügen den Ausdruck von Geist und Sinnigkeit; darüber wallte ein schönes lockiges Haar; so daß dieser Knabe, reich an Gesundheit des Leibes und der Seele, wahrlich ein herrliches Musterbild eines Kindes darstellte, und auch keineswegs die störenden Kennzeichen der Armuth an sich trug.

Das Kind saß am Tische und schien mit einem Bleistift etwas auf ein Stück Papier zu schreiben. Von Zeit zu Zeit hob es sein Köpfchen in die Höhe, betrachtete mit messender Aufmerksamkeit die alte Frau, die an der andern Seite des Tisches arbeitete, und machte dann immer wieder einen Strich mehr auf sein Papier. Man konnte nichts anders denken, als daß es die alte Frau abzeichnete, oder dies wenigstens versuchte. — Es war in den Blicken, die das Kind auf sein Papier und wieder auf die alte Frau heftete, soviel aufmerksames Sinnen, und in seiner Haltung und Gebärde soviel Ernsthaftigkeit, daß man wohl nicht zweifeln konnte, es liege in diesem jungen Geiste ein ungewöhnlicher Trieb zur Nachbildung. Ein anderer Umstand mußte diese Vermuthung bestärken. Wenn man nämlich die geweißten Wände näher ansah, fand man mit Verwunderung, daß kaum eine handgroße Stelle leer war zwischen all den Zeichnungen von Menschen, Soldaten, Katzen, Hunden, Vögeln, die darauf bis zu einer gewissen Höhe, zweifelsohne durch eine Kinderhand, mit Holzkohlen und rother Kreide angebracht waren.

Glückte denn vielleicht schon in dem Kopfe dieses Kindes ein Funke von dem Feuer des Genies? — Keimte schon in ihm eine Saat von Kunstanlage?

Nachdem die drei Personen beinah' eine halbe Stunde in

gleicher Haltung beisammen geseßen, hörte man in der Klosterstraße die Trommel den Zapfenstreich wirbeln.



Die junge Frau stand auf, legte ihr Klöppelkissen auf einen Stuhl und sprach zu dem Kinde: „Fränzchen, du mußt schlafen gehn . . . komm, thu die Papiere jetzt nur weg.“

Fränzchen: „Ach, Mutter lieb, darf ich nicht noch ein wenig aufbleiben? Ich will gewiß still sein.“

Die Großmutter: „Komm, komm, Annemie, laß unser Fränzchen nur noch ein wenig außer Bett; laß ihn noch ein wenig zeichnen.“

Die Mutter: „Ja, aber wenn dann sein Vater heimkommt, gibt es wieder Verdruß . . . Auch ist er jetzt schon lange mit diesem Papier beschäftigt, und hat auch Gott weiß schon zwanzigmal wieder abkonterfeit.“

Die Großmutter: „Ach, Annemie, wenn das Kind nun seine unschuldige Freude daran findet, was kannst du dagegen haben?“

Die Mutter: „Ihr, Großmutter, werdet unser Fränzchen noch ganz verderben, denn ihr habt es lieber als euern Augapfel. Aber er muß in's Bett. — Komm Fränzchen!“

Während diese Worte gewechselt wurden, hatte Franz als ein gehorsames Kind seine Papierblätter zusammengerafft und sein Bleistift hineingerollt. Dann ging er zu einer kleinen Bettstelle, steckte die Rolle sorgfältig unter das Kopfkissen, und kam zu seiner Mutter, um sich auskleiden zu lassen. Als dies geschehen war, sprach seine Mutter zu ihm: „Mach das Kreuzzeichen, Fränzchen, und sag dein Gebet.“

Das Kind kniete sogleich an der Bettstatt nieder und



begann mit zusammengelegten Händen und mit lauter Stimme zu beten:

Abends bei dem Schlafengehn
Vierzehn Engeln um mich stehn,
Zwei an meinem Kopfe,
Zwei an meinem Fuße,
Zwei an meiner rechten Seite,
Zwei an meiner linken Seite,
Zwei die mich decken,
Zwei die mich wecken,
Zwei die mich weisen
Zum Himmelsparadeise.

Vater unser u. s. w.

Darauf ging er zu seiner Mutter, dann zur Großmutter, bekam von jeder einen Kuß und ein Kreuzchen auf die Stirn, und kroch dann stillschweigend in sein Bettchen.

Als die Frauen glaubten, daß das Kind eingeschlafen sei, begannen sie mit leiser Stimme folgendes Gespräch.

Die Großmutter: „Aber, Annemie, wenn ich du wäre, ich würde doch sehn, daß ich das Kind auf die Akademie kriegte. Sei sicher, es steckt ein Maler drin.“

Die Mutter: „Ich weiß es wohl, Großmutter. Glaubt ihr, daß ich's nicht sehe? Aber wie soll er auf die Akademie kommen? noch gar so jung, und dann ohne alle Fürsprache?“

Die Großmutter: „Ach, sie sagen, daß der Herr von Bree so ein guter Mann ist, und dann Herr Wappers! *) Ich würde, obschon ich so alt und unbehülflich bin, es doch wohl noch wagen, zu ihnen zu gehn und um einen Platz für unser Fränzchen zu bitten.“

Die Mutter: „Ja ihr, Großmutter, ihr würdet für das Kind durch's Feuer fliegen, das weiß ich wohl. — Aber das ist noch nicht das Schlimmste; sein Vater will nun einmal durchaus haben, daß er ein Maurer werde.“

Die Großmutter (mit Unwillen): „Was? unser Fränzchen ein Maurerjunge! Das einzige Kind meiner Annemie! — Nein, das soll nicht wahr werden, so lange ich lebe. Wenn er denn doch ein Handwerk lernen muß, so soll er ein Möbelmacher werden.“

Die Mutter: „Ich muß es gerade herausagen: ich würde doch auch unsern Franz lieber auf der Akademie sehn.“

Die Großmutter (mit Eifer): „Ja, und denk' einmal, Annemie, du kannst nicht wissen, was geschehen kann. Wenn unser Franz nun einmal gut lernte und er würde ein rechter Maler . . . was gäbe das? Wie würden die Nachbarn drein sehen! Franz schön gekleidet, Geld gewinnen

*) Beide Vorstände der Antwerpner-Kunst-Akademie.

wie Heu; in einem Hause von zwei Stockwerken wohnen, überall geachtet und gern gesehn wie ein Prinz! He? Und wenn er dann ein schönes Stück gemacht hat, dann werden sie auf der Gasse nach uns deuten und sagen: Seht, das ist die Mutter und die Großmutter von dem berühmten Maler! He, Annemie, was sagst du dazu? Mir klopft das Herz, wenn ich daran denke."

Die Mutter (mit einem Seufzer): „Ja, ja; aber wenn dies nun wirklich so geschähe, sollte Franz dann seine Eltern wohl auch noch gern haben?“

Die Großmutter: „Wie kannst du so einfältig sein, und so was denken? Wahrhaftig! müßt' ich auch mein ganzes Leben lang trocken Brod essen und baarfuß gehn, wenn unser Fränzchen nur ein Maler wird, dann wollte ich doch noch glücklich sein.“

Die Mutter: „Seht, Großmutter, laßt uns nicht mehr davon sprechen. Ihr werdet mir den Kopf noch so voll davon machen, daß ich ganz närrisch werde. Ich weiß es auch wohl, daß unser Franz kein Esel ist, und daß in dem Kinde was steckt; aber bringt das seinem Vater einmal bei!“

Die Großmutter: „Ich höre ihn. Da ist er; er klopft!“

Die Thüre ging auf und ein Mann trat stillschweigend herein. Als er seinen Arbeitskittel ausgezogen, setzte er sich an den Tisch, wie jemand, der essen will. Eine große Schüssel mit gedünsteten Erdäpfeln ward ihm vorgesetzt und er begann begierig sein Abendessen.

Wie stark und sennig auch des Mannes Körper gebaut war, die Arbeit hatte ihn doch schon gebeugt: sein gekrümmter Rücken ragte wie ein Bogen über den Tisch; auf seinem ernstesten Gesicht lagen von jenen Falten, die nicht durch Alter verursacht sind, und die steife Regungslosigkeit in seinen matten Zügen zeigte genugsam, daß schweres, ununterbrochenes Arbeiten sein Gefühl zum Theil abgestumpft hatte.



Während er mit seinem Nachtmahl beschäftigt war, forderten die zwei Frauen sich gegenseitig durch Winke auf, das

bewußte dornigte Gespräch anzufangen. Endlich brach die Großmutter folgendermassen das Eis: „Aber Paul, ich muß euch doch einmal was sagen.“

Der Vater (gleichgültig): „Ja? Laßt hören, Großmutter, was ist es?“

Die Großmutter: „Nun, habt ihr noch nicht bemerkt, daß unser Franz den ganzen Tag nichts thut, als Männerchen zeichnen? Die ganze Wand ist voll davon; alle meine Muster sind voller Hunde, Katzen und aller Arten von fremden Thieren, die ich selbst nicht kenne. Keine Kaffeedüte kann in's Haus kommen, oder puf! es stehen sogleich Männerchen drauf.“

Der Vater: „Laßt ihr Fränzchen nur Männerchen zeichnen, Großmutter; es ist besser, daß er dies thut, als daß er auf der Gasse herumläuft.“

Die Großmutter: „Das sag' ich auch. Aber seht ihr nicht, daß in dem Kinde was drin steckt, und daß es vielleicht Schade ist, wenn er davon abgezogen wird . . . ihr könnt's ja doch nicht wissen.“

Der Vater (bedachtsam): „Nun, und was ist es denn? — sagt es nur rund heraus.“

Die Großmutter: „Sollte es nicht gut sein, wenn wir ihn auf die Akademie thäten? Gott weiß, ob er nicht in seinem Leben noch ein Maler wird.“

Der Vater (mit Nachdruck): Ich habe euch schon lange auf euren Socken kommen hören, Großmutter. Ihr denkt wohl, daß ich nicht merkte, wo ihr hinaus wollt mit all euren Finten. Fangt ihr das alte Lied wieder an? Unser Franz soll Maurergesell werden; und laßt ihn nur jetzt noch in Ruhe, oder ihr stört gar noch sein Wachsthum.“

Die Mutter (mit Heftigkeit auffpringend): „Höre, Paul, Fränzchen ist mein Kind so gut wie deines, und du allein hast auch nicht alles darüber zu sagen. Unser Kind ist voll Geist und es steckt zuviel in ihm, um einen Maurergesellen drauß zu machen.“

Der Vater (halb ärgerlich): „Ja, du hast dich gewiß aufheben lassen von der Großmutter. Ich sage euch, daß ich von keinem Maler hören will; und zerbrecht mir den Kopf nicht länger damit.“

Die Großmutter: „Annemie hat Recht; ihr liebt euer Kind nicht, sonst würdet ihr nicht so sprechen.“

Die Mutter (beinah schreiend): „Das habe ich längst gesehen, daß du unser Kind nicht gern hast. Es ist dir zuviel, daß du's nur anredest, das arme Schaf!“

Der Vater (mit Betrübniß; seine Stimme wird bekloffen): „Ich mein Kind nicht gern haben? Weil ich es ein gutes Handwerk will lernen lassen und es erziehen will, wie seine Eltern erzogen sind! Hat der Junge keine Hände am Leib, um zu arbeiten, oder wollt ihr lieber einen faulen Tagedieb aus ihm machen? — Malen! Malen! das ist vielleicht kein schlechtes Gewerbe; aber es ist kostspielig und mühsam zu lernen.“

Die Mutter (ihn ansehend): „Andere lernen's wohl auch!“

Der Vater: „Ja, aber Andere haben Geld, und wir nicht. Schau, Weib, du verstehst nichts davon. Ihr seid mir nun schon so lange in den Ohren gelegen mit diesem Dremus, daß ich zu einem Maler gegangen bin, der zuweilen zu unserm Meister kommt. Und wüßtet ihr nur, was mir der alles erklärt hat über die Schwierigkeiten eurer geträumten Malerei, die Haare auf dem Kopf würden euch zu Berge stehen!“

Die Großmutter: „Er hat euch halt brav angelogen.“

So sind die Maler alle; wenn ihrer zu viele werden, dann verdirbt das Geschäft."

Der Vater: „Ja, merkt nur auf; seht, so werdet ihr Maler: wenn ihr auf die Akademie kommen könnt, dann geht ihr erst ein Jahr lang in die Klasse der Nasen und Ohren; dann ein Jahr in die der Köpfe; dann zwei Jahre in die der ganzen Männerchen; dann ein Jahr oder drei auf den Gips, und dann ein Jahr oder vier auf das Leben. Und wenn ihr dann so elf Jahre lang gefressen und gekrazt und euch die Brust zerschunden habt, dann könnt ihr gerade soviel Malereien machen, als ich oder ihr; denn dann müßt ihr noch erst wieder ein Jahr in die Klasse von Tante Mie (Anatomie) gehn und den Tod abzeichnen. Und wißt ihr, was ihr dann könnt? Noch nichts! — Vermögen wir's nun, unsern Franz zwölf Jahre lang zu unterhalten, ohne daß er was verdiene? ihm all die Zeit hindurch Farben, Pinsel und Leinwand zu kaufen? — Und wird er dann nicht unglücklich sein, wenn er nun dennoch mißrath? Ja, denn dann ist er so gut wie halb ertrunken, dann ist es zu spät; seine verweichlichten Hände taugen dann für keine Arbeit mehr, und er selbst ist auch zu faul dazu geworden. Nein, ich habe mein Kind so lieb wie ihr; aber ich bin zufrieden mit meinem Gewerbe; mein Stück Brod fehlt mir nicht; und darum glaube ich nichts Besseres thun zu können, als meinen Franz auch zu lehren, sein Brod zu verdienen; — dann

weiß ich doch gewiß, daß auch ihr keine Noth leiden werdet. Er soll Maurergesell werden; ich will es; und es ist mein letztes Wort: Maurergesell!“



Die zwei Frauen schwiegen; sie konnten nichts vorbringen gegen die guten Gründe des Mannes. Auch hatten sie beim Anhören seiner Worte ihre Absicht aufgegeben und beschlossen, von der Sache nicht mehr zu reden. Aber in dem Augenblicke, als der Vater gleichsam das Verdammungsurtheil: „er soll Maurergesell werden!“ ausgesprochen hatte, hörte man plötzlich das Kind in seinem Bette laut aufseufzen und schluchzen, wie jemand, dessen Thränen nach langem Bezwingen losbrechen.

Fränzchen hatte in größter Herzensangst alles mit angehört. Ein Strahl - freudiger Hoffnung war in sein Herz gedrungen, als er von der Akademie hatte sprechen hören; allein die Worte seines Vaters, die wie der Ausspruch eines unwiderruflichen Urtheils ihn zum Maurerhandwerk verdammen, hatten seine Seele mit Betrübniß erfüllt, welche, ihn überwältigend, in lautes Weinen ausgebrochen war.

Die Großmutter lief eilig zum Bettchen, nahm Fränzchen heraus, setzte es auf ihren Schooß und bemühte sich, das Kind zu beruhigen, während ihre eigenen Thränen ihr über das Gesicht herabfloßen. Auch die Mutter fing zu weinen an, und es herrschte nun in dieser Familie eine so innige, bittere Betrübniß, als wenn ein schreckliches Unglück über sie hereingebrochen wäre. Dann sprach die Großmutter mit Geiztheit zu dem Manne: „Wie könnt ihr euer Kind doch so mißhandeln? Ihr werdet es schon noch umbringen.“

Die Mutter: „Ja wahrhaftig, das wird wohl noch daraus werden; du wirst ihm wohl in sein Loch helfen . . . Warum kannst du Franz nicht auf die Akademie geh'n lassen, sag' ? Wenn er nun einmal Beruf dazu hat?“

Der Vater (höchst ärgerlich, seine Faust zeigend):
„Macht mich nicht böse!“

Fränzchen (er springt von dem Schooß der Großmutter und läuft zu seinem Vater): „Ach Väterchen lieb, werde nicht böß . . . ich will Maurergesell werden.“

Der Vater (er küßt das Kind mit Zärtlichkeit; eine Thräne blinkt ihm im Auge): „Fränzchen, mein Kind, ich will nicht böß werden. Geh nur getroßt in dein Bett.“

Fränzchen (er nimmt des Vaters Hand und streichelt sie): „Vater, du weißt wohl, daß der Jakob hier aus dem Eckhause auch auf der Akademie ist, und er ist doch auch nur Maurer.“

Der Vater (ganz beruhigt): „Ja Kind, aber das ist was andres. Er macht da keine Männerchen, sondern er ist auf der Steinmezen-Klasse.“

Fränzchen: „Was machen sie denn da, Vater?“

Der Vater: „Das weiß ich nicht; wahrscheinlich Häuser. (Er besinnt sich ein wenig; das Kind sieht ihm ängstlich in die Augen.) Aber hört; ich sehe wohl, daß ihr mir doch keine Ruhe lassen werdet. So laßt den Franz denn in Gottes Namen auf die Akademie geh'n, wenn ihr ihn darauf bringen könnt. (Das Kind hüpfst auf vor Freude, küßt seinen Vater, küßt seine Mutter, küßt seine Großmutter, und

erfüllt die Stube mit seinem Freudengeschrei.) Aber unter einer Bedingung, nämlich: daß, wenn Franz nicht gut lernt, er auf mein erstes Wort von der Akademie wegbleibe.“

Fränzchen (mit strahlenden Augen und mit Begeisterung): „O, ich werde so gut lernen, Väterchen lieb!“

Der Vater: „Geh jetzt nur schlafen, Kind.“

Fränzchen kroch wohlgemuth und eilig in sein Bett. Die drei andern Personen nahmen die Lampe vom Tisch und stiegen eine kleine steile Treppe hinauf, um sich gleichfalls zur Ruhe zu begeben. Oben angekommen, hielten sie noch Rath über die Mittel, die angewendet werden könnten, um für Fränzchen einen Platz auf der Akademie zu erwirken. Nach ziemlich langer Verhandlung ward Folgendes beschlossen:

Des Nachbars Lene hat Bekanntschaft mit dem Lehrjungen des Barbiers, der den Bedienten des Herrn Direktors Wappers rasirt. Durch Lene würde man die Fürsprache dieses Lehrjungen gewinnen können; dieser sollte mit seinem Meister reden; der Meister mit des Herrn Wappers Bedienten, und der Bediente mit Herrn Wappers selbst. Herr Wappers würde dann darüber mit Herrn von Bree sprechen.

Sie zweifelten nicht, daß diese ungewöhnliche Verkettung von Fürsprechern ihnen zum Ziele verhelfen würde; und wurden hierin noch mehr bestärkt, als die Großmutter bemerkte,

daß nichts so wirksam und vortheilhaft sei, als die Fürsprache eines Barbiers, in Betracht, daß man Demjenigen schwerlich etwas abschlagen werde, der uns täglich das Messer an die Kehle setzt u. s. w.

Uebermorgen also sollen Mutter und Großmutter ihren Sonntagsstaat anziehen: das saubere Leibchen, den stoffenen Rock, die Spitzenhaube und die Schuhe von Baumwollensamt; sie sollen einige Zeichnungen von Franz mitnehmen, um sie den Herren von der Akademie zu zeigen, und Großmutter soll das Wort führen, um ihnen zu bedeuten, welches ungewöhnliches Talent in Fränzchen steckt.

II.

Gang zur Akademie. — Gulemspiegels Nachkommen. —
Berathung der Professoren über Fränzchens Beruf. —
Untersuchung der Beweisstücke. — Die Akademie
kriegt einen Lehrling mehr.



Die Sonne, die größte Malerin der Welt,
war beschäftigt, hinter dem Horizont ihre
Palette zu bereiten; sie vereinigte und mischte auf derselben
die schönsten Farben, welche sie besitzt, um diesen feierlichen
Tag — um Fränzchens ersten Schritt auf der Bahn der
Kunst mit einem ungewöhnlichen Glanze zu bescheinen. Schon
wirft sie, mit einem einzigen Pinselstrich, die graugelbe Grund-
farbe auf ihre unermessliche Leinwand, und die Stadt Ant-
werpen steht da als angelegte Skizze, sichtbar im Dämmerlichte.

Die Hahnen, treue Anbeter der Sonne, begrüßen das Nahe der Herrin mit gellenden Schllauten, und schreien so lange und so durchdringend, daß Großmutter davon erwacht, und erwachend den ersten Gedanken dem Glücke ihres Fränzchens widmet.

Obwohl die Nacht gewöhnlich schwarz und schrecklich geschildert wird, so ist sie doch nicht selten eine Wohlthäterin. Sie allein ist gerecht nach allen Seiten: die Guten erfüllt sie mit Freude und Friede; die Bösen quält sie durch wahre oder eingebildete Furchten und Strafen. Als Gottes Gesandtin sieht sie in das Innerste der Herzen, und kündigt dem Menschen voraus an, welchen Lohn oder welche Züchtigung seine Thaten verdienen und zu erwarten haben.

Die schönsten Bilder hatte sie diesmal aus ihrer Gaukeltasche hervorgeholt und an den Blicken der träumenden Großmutter vorübergeführt. Die Glückliche hatte Reichthümer gesehen, Häuser so schön wie Paläste, Pferde wie Hirsche, Kuttschen wie Throne, Lustgärten wie Paradiese — grünende Lorbeerkränze! Und inmitten von allem dem ihr Fränzchen, seine Mutter und seinen Vater und sich selbst. — Erwachend rieb sie sich die Augen, um die reizenden Bilder wiederzusehn; und doch, als sie nicht ohne Bedauern fand, daß alles nur ein Traum gewesen, verging ihre freudige Stimmung nicht ganz. Die süßen Vorahnungen verließen sie auch im wachen Leben nicht.

Kaum war die Stadt mit einem zweiten, einem goldgelben Farbenwurf überzogen, als auch schon die ganze Familie auf den Beinen war. Der Mann mußte früh bei seiner Arbeit sein und konnte nicht ohne Frühstück sich entfernen; die Eltern kamen also alle drei herab.

Mit einem gleichzeitigen Blick sahen sie nach Fränzchen, und bemerkten, daß er bereits in seinem Bettchen aufrecht saß und bei dem noch zweifelhaften Morgenlicht ganz selbstvergessen mit Zeichnen beschäftigt war.

Nachdem sie Feuer angezündet, ging die Mutter zu dem Kinde, hob es aus seinem Bette und ließ es niederknien:

„Sprich heute ein gutes Gebetchen, Fränzchen, — sagte sie, — daß der liebe Gott uns Glück bescheere.“

Das Knäbchen kniete so sitstsam und feierlich nieder, daß deutlich zu sehn war, welche Andacht und Inbrunst es in sein Gebet legte. Mit feiner Stimme sprach es

Des Morgens, wenn ich aufsteh',
Zwei Engelchen ich vor mir seh';
Engelchen lieb, Engelchen gut,
Macht, daß Fränzchen nichts Böses thut!
Vater unser u. s. w.

Nach diesem Gebet ward das Kind angezogen und gewaschen, und sobald man es dann frei ließ, nahm es seine Stück-

chen Papier, setzte sich zum Feuer und machte sich an's Nachzeichnen irgend eines Gegenstandes, der sich in der Stube befand.

Bald war nun auch der Kasse gekocht, die schweren Butterbrode wurden bereitet, die Tassen aufgesetzt.

Bevor sie jedoch zu essen anfangen, machten alle ein Kreuz; Fränzchen aber fügte sein gewöhnliches Gebetchen hinzu:

Jesulein komm, is mit mir,
Die liebste Mutter bring mit dir;
Jesulein, allwo du bist,
Alles reich gesegnet ist.
Eßt und trinkt, doch denkt andächtig,
Daß es kommt von Gott allmächtig. *)

Ein Handwerksmann verliert nicht viel Zeit an der Tafel; in wenigen Augenblicken waren die Butterbrode verschwunden. Der Vater zog seinen Kittel an und ging fort mit den Worten:

„Bis Mittag denn!“

*) Zu diesen fast wörtlich übersetzten Gebetchen bemerkt Hr. Conscience, daß nicht er sie erfunden, sondern daß sie in den meisten dortigen Familien von den Kindern täglich gebraucht werden. Das obige, fügt er hinzu, sei eines der schönsten gereimten Kindergebete, die man finden könne, sowohl wegen seiner Zartheit, als wegen der weisen Ermahnung, womit es schließt. A. d. Ue.

Nun begann erst die große Vorbereitung: Fränzchen ward noch einmal ausgekleidet und auf's neue mit feiner Seife und warmem Wasser gewaschen; seine lockigen Haare wurden sauber ausgekämmt, und dann sein Sonntagsjäckchen, gestreiftes Höschen und sein reines Ueberkleid ihm angezogen. . . .



Nun gingen die Frauen an ihre eigene Toilette. Aus dem Schranke wurden zwei schneeweiße Spitzenhauben hervorgeholt, zwei Röcke, ein schwarzer und einer mit großen Blumen, zwei Paar Samtschuhe, zwei Leibchen, ein langes und ein kurzes, und ein kattunener Mantel der Großmutter.

Dies war Alles. — Mit diesen Kleidungsstücken mußten die Frauen sich zieren und herausputzen, um vortheilhaft vor den Herren der Akademie zu erscheinen.

Als der Aufputz beinah fertig war, frug die Großmutter: „Aber, Annemie, du bist doch sicher, daß Nachbars Lene über unser Anliegen mit dem Lehrjungen des Barbiers des Bedienten des Herrn Wappers gesprochen hat?“

Die Mutter: „Ja freilich; er sagt, daß es wohl viel Mühe kostet, jemand auf die Akademie zu bringen; daß er aber alles, was in seinen Kräften steht, für uns thun will; und daß sein Meister wohl gut Freund ist mit dem Bedienten des Herrn Wappers.“

Die Großmutter „Die Akademie wird um sechs Uhr geöffnet; wir müssen machen, daß wir nicht zu spät kommen. Spude dich also!“

Die Mutter: „Aber wißt ihr auch, wohin wir eigentlich gehn müssen? Sie sagen, daß die Akademie so groß ist, daß man wohl einen ganzen Tag darin herumirren kann.“

Die Großmutter: „Geh, sei doch nicht so einfältig! Mit Fragen kommt man ja wohl gar bis nach Rom.“

Die Mutter: „Nun wohl. Aber was sollen wir dann zu den Herren sagen? Denn ihr wißt wohl, daß ihr die Herren nicht ansprechen dürft wie unser eins, und daß die vornehmen Leute leicht etwas übel nehmen. Wenn ihr euch nun einmal versprächet!“

Die Großmutter: „Das hat keine Noth; laß mich nur machen. Wenn ich hineinkomme, dann sage ich: Guten Tag mein Herr von Bree! Guten Tag mein Herr Wappers! Ihre Dienerin meine Herren! — Können sie das nun übel nehmen? Das ist ja doch höflich genug!“

Die Mutter: „Ja, ja. Aber dann? Wie wollt ihr ihnen nun die Sache unsers Franz beibringen? Seht, da steckt der Haken.“

Die Großmutter (mit Ungeduld): „Sei nur ruhig; ich nehme die Zeichnungen von unserm Franz mit; und wenn ich ihnen die zeige, dann werden sie vielleicht schon selbst wollen, daß er auf der Akademie bleibe. Komm, es ist gleich Sechse, wir müssen gehn. — Fränzchen, gib mir mal alle die Papiere her, daß ich sie in meinen Sack stecke. Bist du fertig, Annemie? Vergißt du nichts? — So schließe denn die Thüre zu.“

Welche Freude war nicht in Fränzchens Herz, als er zwischen seiner Mutter und Großmutter nach der Akademie ging!



Wie leicht und flüchtig waren seine hüpfenden Schritte! Mit welcher Liebe betrachtete er jeden Knaben, der mit einer Rolle Papier in der Hand an ihm vorüber ging . . . Schon waren alle diese Lehrlinge der Akademie seine Freunde. Hätte er sie nur umarmen können!

An dem Thore der Akademie angekommen bevor noch die Klassen geöffnet waren, fielen die zwei erschrockenen Frauen zwischen einen Haufen wartender Jungen, die auf ihre Fragen nur mit Spötereien antworteten. Beschämt und verlegen

wollten sie sich bis zum Oeffnen des Thores wieder entfernen; allein die ausgelassenen Buben liefen rings um sie her und beschloffen sie in einen undurchbrechbaren Kreis. Dann folgte ein Concert von hundert Pfeiffen, die wie Messer durch die Ohren schnitten; ein gräßliches Brummen in die Papier-Rollen, und hundertfältiges Rufen: Ahnfrau, Ahnfrau, Wauwau, Wauwau! und ein zerschmetterndes Geschrei: Hurrah, Hurrah! so daß die bedrängten Frauen nicht mehr hörten noch sahen und dem Weinen nahe waren. Aber glücklich = oder vielmehr unglücklicher Weise ward das Thor der Akademie in diesem Augenblick geöffnet.

Gleich der tobenden Fluth, die einen Damm durchbricht, strömten die Knaben durch das Thor hinein. Die Frauen konnten dieser wüsten Gewalt nicht widerstehn, sondern wurden durch den Thorweg und durch den Hofraum gedrängt und fortgestossen, bis sie sich in einem langen Gang befanden, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen, und noch ganz betäubt von diesem Sturme. Der Großmutter saß ihre Haube ganz schief, ohne daß es ihr möglich war, sie wieder in die rechte Form zu bringen; Fränzchens Haare waren wirr und die Kleider der beiden Frauen garstig verzerrt.

Mit stiller und bebender Stimme sprach die Großmutter: „Gott bewahre uns, Annemie! was ist das hier für ein Lärm? Das gleicht einem Haufen kleiner Teufel!“

Die Mutter: „Ach Gott! Mutter, ich dachte, daß sie uns noch eine halbe Stunde weiter fortgestossen hätten. Aber wo sind wir hier? Das ist wie ein Kloster. Seht, dort kommt ein kleiner Junge; der sieht keinem Taugenichts gleich; den fragt einmal, wo das Zimmer des Herrn von Bree ist.“

Die Großmutter (zu dem Knaben): „Männchen, weist du nicht, wo wir hingehn müssen, um Herrn von Bree zu sprechen? Wo ist Herr von Bree?“

Der Junge (er streckt die Zunge zwischen den zwei Zeigefingern heraus):



„In seiner Haut steckt Herr von Bree;
Kommt er heraus, dann ist ihm weh.“

Die Großmutter (in Verzweiflung): „Pfu, pfui, welche Eulenspiegel allzumal! Annemie, hier kommen wir nie zurecht. (Es kommt ein Bube, der ihre Haube bei einem

Flügel faßt, und sie ihr beinah vom Kopfe reißt.) O psui, ihr Schurken! Sie werden uns noch die Kleider vom Leibe reißen . . . Wollen wir nur lieber nach Haus gehn."

Die Mutter: „Geschwind, geschwind, setzt eure Haube zurecht! sie ist ja verzaust wie eine Kaze, die aus den Händen der Gassenjungen kommt. Wir sehen jetzt nicht darnach aus, um vor den Herren zu erscheinen."

Fränzchen (mit leiser Stimme): „Seht, Großmütterchen, da kommt ein Herr; seht, er nimmt den Hut vor euch ab; dort geht er in die Thüre!"

Die Großmutter: „Ach Gott! jetzt wissen wir noch nichts."

Fränzchen: „Ja, aber Großmütterchen, da steht was ober der Thüre angeschrieben." (Sie gehen zur Thüre.)

Die Mutter: „Kannst du das lesen, Fränzchen?"

Fränzchen: „Ja Mutter. (Er betrachtet die Aufschrift einen Augenblick und liest): Zimmer der Direktion."

Die Großmutter: „Was wir aber auch dumm sind! Das ist ja nun das Zimmer des Herrn von Bree und des

Herrn Wappers . . . Und wenn ich mich recht besinne: der junge Herr war Herr Wappers selbst. — Fränzchen, du mußt deine Kappe abnehmen, nicht wahr?“

Fränzchen: „Ja, Großmutter.“

Die Großmutter: „Klopfe einmal, Annemie.“

Die Mutter: „Ja, aber dürfen wir wohl klopfen? Da hängt eine Glocke ober der Thüre . . . wir wollen lieber anläuten.“ (Sie suchen vergeblich nach dem Glockenzug, welcher inwendig im Zimmer hängt.)

Die Großmutter: „Das ist artig, he? Komm, klopf nur.“ (Es kommt ein Knabe vorbei, welcher, um die Frauen in Verlegenheit zu setzen, einen gewaltigen Tritt gegen die Thüre macht, so daß der Gang davon erdröhnt.)

Die Mutter (erschrocken): „Ach, Mutter, laßt uns davon laufen; ich wag' es nicht länger hier zu bleiben.“

Die Großmutter: „Ja, ja, kommt, wir gehen nach Haus.“

Fränzchen (seine Mutter aufhaltend): „Ach nein, Mütterchen lieb, laß uns noch nicht nach Haus gehn.“

Eine Stimme im Zimmer: „Herein!“

Fränzchen: „Hörst du, Mutter? sie rufen, daß wir herein kommen sollen.“ (Die Frauen gehen zitternd hinein und bleiben angstvoll an der Thüre stehn.)

Die Großmutter (mit dem Kopfe nickend): „Guten Tag mein Herr von Bree, guten Tag mein Herr Wappers. Ihre Dienerin, meine Herren!“

Herr Wappers: „Kommt her, Mütterchen! Was ist euer Verlangen?“

Die Großmutter: „Mein Herr Wappers, wenn Sie es nicht übel nehmen; Sie wissen wohl . . . Ihr Bedienter . . . der Barbier . . . und . . .“

Die Mutter (sie mit den Ellebogen anstossend): „Ist das nun Sprechen? Stottert doch nicht so!“

Herr von Bree: „Frauchen, gewiß ist es wegen dieses Kindes, daß ihr kommt?“

Herr Snyers: „Wegen eines Platzes für ihn auf der Akademie? Ihr müßt euch nicht fürchten, Frau. Sprecht nur gerad' heraus, und sagt nur, was ihr begehrt.“

Die Großmutter (mit dankbarem Lächeln): „Ach meine Herren, wie gütig sind Sie doch! Ja, mein Herr von Bree, ja, mein Herr Wappers, wenn Sie die Güte haben wollten, unser Fränzchen (sie führt das Kind ein wenig vor) auf die Akademie gehn zu lassen. . . . Sie wissen nicht, wie froh wir dann sein würden.“

Herr von Bree: „Wie alt ist er, Mutter?“

Die Mutter: „Elf Jahre, mein Herr.“

Herr Wappers: „Das sollte man noch nicht sagen. Seht, Mutter, wenn ich euch einen Rath geben soll, so laßt ihn lieber noch ein oder zwei Jahre in die Schule gehn; denn hier würde er doch noch nichts lernen. Er ist zu klein, und kann noch nicht an die Tafel hinanreichen.“

Die Großmutter (betrübt): „Ach, mein Herr Wappers! . . . Er hat so großes Verlangen darnach; seht, die Thränen kommen ihm schon in die Augen; ach Armer! (Das Kind betrachtet der Reihe nach alle Professoren mit flehenden Blicken; seine Mienen sind so sprechend und so süß, daß es einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüth macht.) Und wüßten Sie nur, meine Herren, wie fleißig er immer schon ist mit Zeichnen!“

Die Mutter (einfallend): „Ja, meine Herren, er ist stets damit beschäftigt. Beim Essen und beim Trinken, ja in seinem Bette sogar macht er nichts als Männerchen. Unser ganzes Haus ist voll davon. . . . Gestern Abend noch hat er seine Großmutter, die da steht, abgezeichnet.“

Die Großmutter: „Ja, es ist wahr, meine Herren.“
(Die Professoren zeigen große Neugierde.)

Herr Snyers: „Es steckt doch vielleicht etwas in dem Kinde. Habt ihr dies Portrait bei euch, Mutter?“

Die Mutter: „Ja, Großmutter hat es in ihrer Tasche.“

Herr Wappers: „Zeigt einmal, Frau; gebt einmal her.“

Die Großmutter (sie durchsucht ziemlich lange ihre Taschen): „Ach Gott! sollte ich's verloren haben! Ha nein, hier ist es. Sehen Sie, meine Herren! Er ist noch erst ein



Kind, meine Herren! . . . Ich sage nicht, daß das Portrait gut gerathen ist; aber es gleicht doch ein Bischen."

(Die Professoren reichen einer dem andern das Stück Papier. Der eine beißt sich die Lippen, der andere scheint niesen zu müssen; doch beim Anschauen der Großmutter, die sich als Vergleichungsmodel mitten in das Zimmer stellt, brechen sie alle in ein heftiges Lachen aus.)

Die Mutter (leise zur Großmutter): „Mutter, sie lachen.“

Die Großmutter (freudig): „Laß sie nur lachen; je mehr je lieber. Siehst du nicht, daß ich's darum thue; jetzt kommt Franz sicher auf die Akademie.“

Die Mutter (bedenklich): „Ich glaube es nicht.“

Die Großmutter (zu den Professoren): „Ja, meine Herren, niemand hat sein eigen Selbst gemacht; es ist meine Schuld nicht, daß ich nicht mehr hübsch bin. Was ist eine alte Frau?“

Herr Schaefels: „Aber, Frau, er hat gewiß bessere Sachen gezeichnet; habt ihr sonst nichts bei euch?“

Die Mutter: „Ja wohl, mein Herr; er kann nichts sehn, oder er zeichnet es ab. Da ist der Regiments-Tam-

bour vom 6ten Regiment, der hat Bekannte in unsrer Nachbarschaft; er war noch keine drei Mal durch unsre Strasse gegangen, so hatte ihn Fränzchen auch schon auf seinem Papier stehn . . . Zeigt einmal Mutter."

Die Großmutter (dem Herrn von Bree ein Stück Papier reichend): „Hier, meine Herren!“



„Das gleicht vielleicht noch besser.“ (Die Professoren thun sich Gewalt an, um nicht zu lachen. Herr Schaefels liegt mit dem Kopf auf dem Tische.)

Die Großmutter (vortretend): „Und mit der St. Andreas-Kirche ist er auch schon nach Haus gekommen, und das wohl sauber, mit Thüren und Fenstern, wie sich's gehört. Ich hab' es auch in der Tasche: — sehen Sie, meine Herren!“



Herr von Bree: „Da steht was wie ein Schornstein auf der Kirche; das ist was Neues.“

Die Großmutter (mit sichtbarem Verdruß): „Ja, das ist wahr Das ist verfehlt. Fränzchen, warum hast du doch einen Schornstein auf die Kirche gesetzt?“

Fränzchen: „Nun, Großmutter, das ist um dem Herrn Pfarrer sein Essen zu kochen.“ (Diese Antwort erweckt ein neues Gelächter.)

Herr von Bree (zu Herrn Wappers): „Was meinen Sie, sollen wir das Kind aufnehmen?“

Herr Wappers: „Ich meine wohl; der Knabe ist nicht ohne Geist; mich dünkt, daß wirklich etwas aus ihm zu machen sein werde.“

Herr Serrüre: „Aber, Frauchen, kann er auch gut lesen und schreiben?“

Die Großmutter: „Ja wohl, mein Herr; er geht schon fünf Jahre in unsre Pfarrschule; fragen sie nur den Lehrer Klinker; er hat heuer noch zwei Preise bekommen. Im Flämischen kann man ihn schon nichts mehr lehren; — er lernt auch schon Französisch!“

Herr Serrüre: „So, das ist was anders.“

Herr Wappers (zu Herrn von Bree): „Lassen Sie mich einmal mit dem Kinde reden. — Kleiner, komm du mal her! (Das Kind geht zu ihm; er streichelt es unter dem Kinn. Fränzchen lacht ihn dankbar an.) Sage mir mal, liebes Kind, welche Kunst möchtest du denn gern lernen?“

Fränzchen (seine Züge bekommen einen wunderbaren Ausdruck; aus seinen Augen strahlt ein feuriger Blick): „Malen wie Rubens, mein Herr!“

Herr Wappers „Aber, sag' mir mal, Kind: dies Männchen ist deine Großmutter, nicht wahr? So sieht sie aber doch nicht aus, mit diesen struppigen Haaren um den Kopf?“

Fränzchen (mit leiser Stimme): „Ja, wenn Großmutter Abends klöppelt, dann thut sie ihre Haube ab, und dann hat sie wohl solche Haare.“

Herr Wappers (zu Herrn von Bree): „Wir werden dies Kind wohl auf die Akademie gehn lassen; es sieht lebhaft und verständig aus.“

Herr von Bree: „Ja, allerdings.“

Herr Wappers (zu dem Kleinen): „Willst du gut lernen, Männchen?“

Fränzchen (ihm hoffnungsvoll in die Augen sehend): „Ach ja, mein Herr!“

Herr Schaefels: „Wir werden ihn auf eine kleine Bank stellen.“

Herr Wappers: „Nun, so lerne nur gut; — und wart ein wenig; ich will bei Herrn Professor Van-Hool einen Platz für dich auffuchen.“

Die Großmutter (voll Freude zu Fränzchen gehend):
„Bedanke dich bei den Herren und küß die Hand.“

(Das Kind küßt seine Hand und blickt der Reihe nach alle Professoren an, um ihnen zu danken. Dann geht es zur Mutter und Großmutter und sieht beide an mit Freudenthränen in den Augen.)

Herr Wappers (zu den Frauen): „Geht ihr jetzt nur nach Haus, Frauen! Fränzchen bleibt auf der Akademie.“

Die Großmutter (mit Verneigungen): „Dank Ihnen, mein Herr von Bree, Dank Ihnen, mein Herr Wappers, Dank Ihnen meine Herren allesammt. — Jetzt komm nur, Annemie; jetzt ist's gut!“ (Sie gehen zur Thüre hinaus und begeben sich nach Haus.)

Die Mutter (mit heiterer Freude): „Nun Mutter, wer hätte das gesagt! Was ist's doch um jemand, der noch nichts gesehn und erlebt hat! Wir, die wir so hange waren, vor den Herren zu erscheinen . . . Aber seht, ich will was sein, wenn ich nicht lieber mit solchen Leuten zu thun habe, als mit denen in unsrem Viertel. Wie gut und liebe reich waren sie! haben mit uns geredet wie Schwester und Bruder . . . Das sind die rechten Leute! — Ein Glück, daß Herr Wappers euch half, sonst bleibt ihr schön drin stecken!“

Die Großmutter: „Ja, Herr Wappers der ist gut gegen Bürgerleute, das weiß ich schon lange. Schau, er ging selbst, einen Platz für unser Fränzchen zu suchen, als wär' es sein eigenes Kind gewesen.“

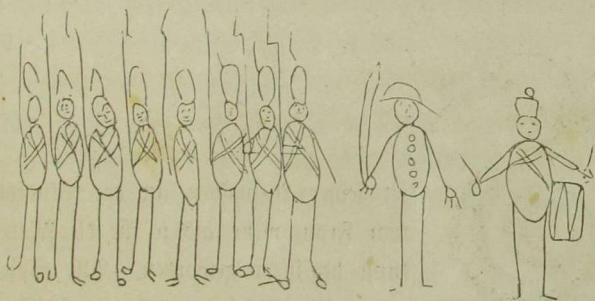
Die Mutter: „Ja, aber Herr von Bree doch auch, Mutter.“

Die Großmutter: „Ach, es sind allesammt gute Menschen!“ (Die Frauen gehen so plaudernd bis nach Haus.)

Fränzchen hatte nun einen Platz auf der Akademie bekommen. Von diesem Abend an begann er die Bahn, in die er eintrat, mit ein wenig Sachkenntniß zu betrachten; er begriff, wie langsam und mühselig das Studium der Kunst sein müsse, da er, der von Figuren und Gemälden geträumt hatte, nun schon einen ganzen Tag im Schweiße seines Angesichts bemüht gewesen war, eine große Nase nachzuzeichnen, ohne daß es ihm gelungen; aber er versprach sich selbst zu Hause eine Entschädigung für dies lästige Studium. Zu diesem Ende betrachtete er jetzt mit gespannter Aufmerksamkeit alle die Bilder um sich her, und prägte sich genau ein, wo ihnen die Augen, die Nase und der Mund im Kopfe standen, und wie ihnen die Arme und Beine am Leibe saßen. Voll von diesen Erinnerungen verließ er dann nach dem Schlusse der Stunden die Akademie, und eilte auf den Schloß-

platz, der nicht weit von seiner Wohnung lag, und wo, wie er wußte, die Soldaten in diesem Augenblicke exercirten. Nachdem er sie eine halbe Stunde sorgfältig betrachtet hatte, rannte er nach Haus und warf sich sogleich auf's Zeichnen. Als bald zeigte er seiner Großmutter ein Stück Papier und rief dabei triumphirend aus:

„Seht, so stehen die Soldaten auf dem Schloßplatz!“



„Aber, wie ist's möglich!“ rief die erstaunte Großmutter.

III.

Die Bahn der Kunst. — Verschiedene Klassen der Akademie. — Preisvertheilung; wo man Bekanntschaft macht mit dem Baron de Bret.



seit seiner Aufnahme an der Akademie war Franz mehr als je für die Malerkunst begeistert geworden. Alle Spiele waren ihm verleidet; es kam mehr Ernst in sein Gemüth und er lebte sich ganz in seinen hohen Beruf hinein. Papier und Bleistift verließen ihn nie; und erhielt er von den Eltern einen Spielfenning, so verwendete er ihn gewiß sogleich für ein Blatt Figuren, die er dann zwanzigmal nachzeichnete. Hierdurch wurde jedoch sein Fortgang auf der Akademie nicht merklich beschleunigt, denn er blieb ein ganzes Jahr bei den Köpfen im Umriss. Dieser Gang war zu langsam für seinen ungeduldigen Geist;

kein Wunder also, daß er sich zu Hause immer um eine Klasse weiter zauberte, als auf der Akademie. Hier noch bei den Umrißen stehend, zeichnete er dort schon geschattete Bilder nach, die er in der Schule zum Lohn für seine Aufmerksamkeit vom Pfarrer erhalten hatte. Im zweiten Jahre war Franz der Erste in der Klasse der Figuren im Umriss. Er erhielt einen Lorberzweig, der ihm bei der feierlichen Preisvertheilung unter Händeklatschen überreicht ward. Großmutter und Mutter küßten ihren Sohn wohl zehnmal, und wädhnten in ihrer Unwissenheit, daß nun die geträumten Reichthümer unfehlbar schon unterwegs seien. Der Vater allein betrachtete diese Freudebezeugungen mit Mißtrauen, und verhehlte nicht, daß noch keine große Kunst wahrzunehmen sei in den Bildern, die der Sohn noch am selben Tage gezeichnet hatte; allein er konnte die Glückseligkeit der Frauen nicht vermindern.

Im vierten Jahre erhielt Franz den zweiten Preis aus der geschatteten Figur.

Er war nun bereits fünfzehn Jahre alt, und wegen seiner gestreckten Gestalt hielt man ihn schon für einen jungen Mann. All sein Streben ging jetzt dahin, in die Klasse der Antike zu kommen; allein dies gelang ihm nicht, weil hier kein Platz mehr übrig war. In Erwartung dessen machte er Bekanntschaft mit einem Schüler, der schon nach dem

Leben zeichnete, und befragte ihn jede Woche, welche Gegenstände als Aufgaben für die Composition und den Ausdruck gegeben wären, und zeichnete dann in der Stille diese gegebenen Vorwürfe, um sie von dem gedachten Schüler verbessern zu lassen. Das erste Mal, daß er eine Composition zu machen versuchte, hatte Herr von Bree folgenden Vorwurf gegeben:

„Der Maler Brauwer, der in einem Wirthshause brav
„gezecht, und kein Geld hat, den Wirth zu bezahlen, ver-
„langt ein Blatt Papier, und macht eine Zeichnung auf dem
„Tische, woran er geseßen. Um diese zu sehn, drängen seine
„Zechbrüder sich hinter ihn, und einige steigen sogar auf die
„Stühle.“

Franz zeigte diese seine Composition dem Schüler von dem „Leben,“ der sie nicht ohne Lächeln ansah.

Wie schlecht ihm aber auch dieser erste Versuch gelungen war, er fuhr darum nicht minder eifrig fort, und machte in kurzer Zeit ziemlich gute Compositionen.

Obwohl Franz durch den täglichen Umgang mit seinen Mitschülern die anziehende Zartheit seines Wesens zum Theil eingebüßt hatte, so war dennoch sein Herz an reinem tiefem Gefühl und an Tugend nicht ärmer geworden. Seiner Groß-

mutter hatte er die tiefste Ehrerbietung und die wärmste Liebe geweiht. Manchmal, wenn die alte Frau ihn durch schmeichelnde Voraussichten ermuthigte, rief er, und die Augen glänzten ihm dabei vor Dankbarkeit:

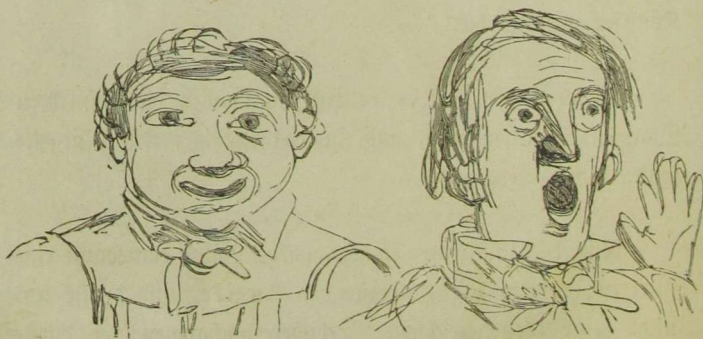
„O, Großmutter, wenn ich Maler werde und glücklich bin, so daß ich etwas verdienen kann, o dann will ich euch und den Eltern alle eure Sorgfalt und Güte vergelten; dann will ich euere alten Tage schön und freudig machen. Ihr sollt mich nicht verlassen, und ich will nicht heirathen, damit ich euch stets meine ganze Liebe zuwenden könne. Fürchtet nicht, daß ich es etwa mache, wie manche andere Künstler, die gleich mir von armen Leuten hergekommen sind, und die ihre Eltern dann nicht mehr kennen wollen. Nein, wenn mir auch die größte Ehre widerfahren, wenn ich auch die schönsten Erfolge in der Kunst erleben sollte, ich würde mit Stolz auf euch zeigen und sagen: Die ist es, die mich zu einem Künstler gemacht hat!“ —

Thränen der Freude rollten dann über die gesuchten Wangen der alten Frau, und ein wechselseitiger Kuß besiegelte solche Liebesbezeugungen.

Nun begann Franz in die wahre Bahn der Kunst einzutreten; er war in der Klasse der Antike, und durfte jetzt nicht mehr bloß gezeichnete Vorbilder nachahmen; er durfte

die edlen Formen des Apollo oder des Laokoon auf dem Papier wiedergeben. Dies ward ihm anfangs schwer, und es dauerte geraume Zeit, ehe er die Mittel erfaßt hatte, die Erhöhungen und Vertiefungen, die Lichter und Schatten genau und fließend auszudrücken. Zu gleicher Zeit mußte er die Lehrgänge der Composition und des Ausdruckes verfolgen. An dieser letzten Uebung fand er ein sonderliches Behagen, und schon an seiner ersten, wenn auch noch so fehlerhaften Probe konnte man ein besonderes Geschick bemerken für den Ausdruck der Empfindungen in den Gesichtszügen. Der Vorwurf war:

„Zwei Personen erblicken etwas Befremdendes, wie ein „Gespenst. Der eine ist furchtsam und erschrickt, der andre „lacht darüber.“

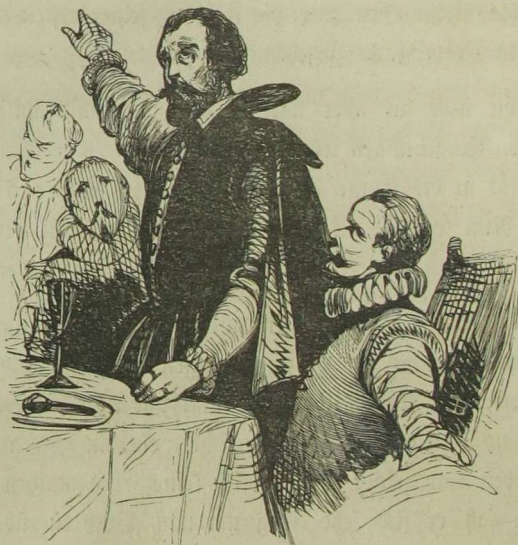


Man denke nicht bei diesen unvollkommenen Proben von des Jünglings Kunst, daß er keine Fortschritte machte; wir haben bis hieher eben nur die Früchte seiner ersten Bemühungen in jedem Fache gegeben.

Von nun an aber wird seine Hand bald im Stande sein, den Eingebungen seines Geistes gerecht zu werden: denn er ist jetzt in die Klasse des lebendigen Modells vorge- rückt. Nun wird er die Formen des menschlichen Leibes in der Natur selbst studiren und ihre Zusammensetzung berechnen.

Seit einiger Zeit war eine merkliche Veränderung in der Lebensweise unsers Franz vorgegangen. Es war ihm klar geworden, daß ein Maler, der nicht gar manche Kenntnisse wenigstens oberflächlich besitze, nicht wohl ein großer Künstler werden und seiner Kunst selbst keine Ehre machen könne. Darum sah er sich jetzt eifrig um nach Büchern über Geschichte, Alterthümer, Kleidertrachten u. dgl. und kaufte oder entlehnte sie, um dann seine Abende mit dem Studium derselben zuzubringen und flüchtige Zeichnungen darnach zu machen und so seine Hand in Compositionen zu üben. Ungefähr um diese Zeit fiel ihm ein neues Buch, „das Wunder- Jahr“ in die Hände. Als er die darin befindlichen Bilder sah, fühlte er sich angeregt zu versuchen, ob er das Werk nicht besser hätte verzieren können und zeichnete mehrere Darstellungen daraus. Wir wollen hier nur einen Theil einer seiner Zeichnungen geben. Sie zeigt Godmaert, der, im

ersten Hauptstück des Wunderjahrs, eine Anrede an die Geusen hält.



Wenn Franz auf ein Werk stieß, das in seiner Einbildungskraft schöne Vorstellungen weckte, so warf er diese sogleich auf das Papier hin, und bildete sich in dieser Weise eine reiche Sammlung von Studien und Skizzen, die ihm später sehr nützlich werden mußten. Was er immer finden mochte, das ihn in der Ausbildung seines Geistes förderte, er machte fleißigen Gebrauch davon, und hatte so das wahre Mittel gefunden, ein tüchtiger und unterrichteter Künstler zu werden. In einem französischen Werke eines unsrer Stadt-

genossen „L'écuelle et la besace,“ das ihm zur Hand kam, fand er eine Schilderung des Spions Guarez, der einen Redenden belauscht; so schwierig dieser Gegenstand zu zeichnen war, er versuchte sich dennoch daran und brachte das folgende Bild zu Stande, das wir wie das vorhergehende



nur darum hier beigelegt haben, um seine Lernbegierde, seinen Fleiß und merklichen Fortschritt anzuzeigen.

Soviel Mühe und Fleiß, gepaart mit angeborenem Talent, förderten des jungen Künstlers Entwicklung in solchem Grade, daß er seine Mitschüler weit hinter sich zurück ließ. Im Laufe des Jahres 1839, da er neunzehn Jahre alt war, gewann er fast alle ersten Preise in den obersten Klassen der Akademie.

Für die Preisbewerbung aus der Composition war als Gegenstand aufgegeben: ein öffentliches feierliches Halsgericht in Spanien.



Franz machte eine schöne Skizze davon; es ward aber eine noch bessere eingeliefert, denn er erhielt nur den zweiten Preis. Glücklicher war er in der Aufgabe des Ausdruckes; hier übertraf er alle seine Mitkämpfer. Der Gegenstand war: das Gebet. Franz wählte zu dieser Darstellung einen betenden Mönch oder Geistlichen, und legte soviel Andacht und Geisteserhebung in dessen Gesichtszüge, daß diese Zeichnung sogar von seinen Mitschülern bewundert wurde. Sie war in der That schön, und unendlich besser, als der rohe Abriß, den wir hier davon geben.



Endlich, zum Uebermaß des Glückes, errang Franz in diesem Jahre den ersten Preis für die Zeichnung nach dem lebenden Model, der höchste Gipfel, den man damals auf der Akademie erreichen konnte.

Am Tage der Preisvertheilung konnte man unter den zahlreichen Zuschauern eine alte Frau sitzen sehn, die jedesmal, wenn Franzens Name ausgerufen ward, von ihrem Stuhle aufsprang, und mit Mühe eine Thräne der Freude zurückhielt. Ihr Herz war voll Glückseligkeit; hatte sie ja doch ihren Enkel, ihren geliebten Franz schon viermal bekrönt und mit vier silbernen oder goldenen Medaillen, unter anhaltendem Händeklatschen, von der Siegesbühne herabkommen sehn!



Der Bürgermeister hatte ihn umarmt, der Gouverneur ihm die Hand gedrückt! Und die glückliche Großmutter sah dies mit Wonne, ja mit Entzücken an.

Als die Preisvertheilung beendigt war, wollte der Herr Baron de Pret in seiner eigenen Kutsche den Bekrönten nach Hause führen; zuvor jedoch nahm er ihn mit in seine eigene Wohnung, bewirthete ihn dort mit einem Glase Wein und beschenkte ihn mit einigen kostbaren Büchern über Alterthümer und Kleidertrachten, so wie mit den nützlichsten Rathschlägen.

Unterwegs hatte Franz die Fragen und Erkundigungen des Baron de Pret mit so viel Aufrichtigkeit beantwortet und auch von seiner Großmutter mit so viel Liebe gesprochen, daß der Baron die alte Frau sehn wollte.

Als der Wagen in die St. Andreas=Strasse in die Nähe von Franzens Wohnung kam, mußte der Kutscher die Pferde anhalten und langsamen Schritt gehn lassen, so viel Volk war in der Gasse versammelt; die ganze weite Nachbarschaft war auf den Beinen, Jung und Alt wetteiferten, um dem Franz, ihrem armen Nachbarskinde, ihre freudige Anerkennung zu beweisen, und überall ward er mit lautem anhaltendem Jubelgeschrei begrüßt.

Der Baron stieg mit Franz aus dem Wagen, begleitete ihn in das Haus und sprach ungemein freundliche Worte mit den Eltern und der Großmutter, worauf er sich entfernte.

Mutter und Großmutter waren nahe daran, vor Freude närrisch zu werden; sogar der Vater war voll Stolz; wie konnte es mit den Frauen anders sein? Der Baron de Pret, dieser edle Beschützer der Künste, war in ihrem Hause gewesen; er hatte so freundlich mit ihnen gesprochen; die ganze Nachbarschaft wußte es; jedermann bezeugte ihnen nun Ehrerbietung oder beneidete ihr Glück!

Aber noch mehr Ehre und neues Entzücken! Am Abend kam eine zahlreiche Musikbande, und brachte vor der Thüre der armen Wohnung ein herrliches Ständchen!



Vor allem brachte das Lied: „Wo kann man besser sein,“ die Freude in den Herzen der Frauen auf ihren Gipfel. Großmutter, ihr Alter und ihre Steifheit vergessend, sprang wie ein junges Mädchen von ihrem Stuhle auf, nahm Franz und seine Mutter bei der Hand, und nöthigte sie zu einem Ringeltanz, während sie mit heiserer Stimme die Worte des Liedes zu der Musik sang:

Wo kann man besser sein,
Wo kann man besser sein,
Als in der Freunde Mitte?
Wir sind hier froh vereint,
Und kennen keinen Feind;
Die Gläser blinken,
Drum laßt uns trinken
Nach alter Sitte.

Ihre Stimme wurde aber bald erdrückt durch das gewaltige Rufen der Schüler der Akademie, die vor der Thüre standen und aus vollen Kehlen schrieten:

„Vivat Franz! . . . der Breisträger lebe hoch!“

Wer könnte die Thränen zählen, die an diesem Tage von dieser glücklichen Familie vor Freude vergossen wurden? . . .

IV.

Anderer Ton. — Warum es so wenige gute Maler gibt. —
Mittel, um sichere Fortschritte in der Kunst zu ma-
chen.



Es gibt in Belgien unzählig viele Künstler. Aber warum sind ihrer so wenige, deren Namen mit einigem Glanz umgeben sind? Warum fehlt so Manchen Erwerb und Brod? — Hierauf könnte man oberflächlich mit dem bekannten Spruche antworten: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt;“ oder mit dem Sprichwort:

Bleibe lieber bei dem Leisten,
Wenn das Pech doch an dir klebt!

Allein diese Gründe allein erklären die Seltenheit tüchtiger Künstler nicht. Es gibt noch andere Ursachen, die einen viel schädlichern Einfluß auf junge Schüler ausüben und sie für ihre Bestimmung verderben, bevor sie noch wissen können, ob auch wirklich ein wahrer Beruf für das Kunstleben in

ihnen liegt. Um diese Ursachen anschaulich zu machen, wollen wir hier mit ein paar Zügen die Art und Weise schildern, wie ein Lehrling, der mißlingen muß, seine Studien beginnt.

Ein Vater glaubt in seinem Sohne große Anlagen für die Malerkunst zu bemerken; wer glaubt nicht gern so was von seinem Kinde? — Er läßt ihn eine Zeichenschule seines Wohnortes besuchen. Faul und geisteslahm, lernt der Junge denn doch in einigen Jahren die Anfänge der Zeichenkunst; oder, fleißiger und begabter, lernt er sie in kürzerer Zeit. — Und nehmen wir an, daß wirklich der Stoff zu einem wahren Künstler in ihm stecke; nun kommt aber der Hochmuth, dieser Betrüger und falsche Rathgeber, und mischt sich in die Sache. Der unfundige Vater bewundert mit Entzücken die



noch wenig geförderten Studien seines Sohnes; er hält sie schon für Meisterstücke der Kunst. Er spricht davon in Wirthshäusern und Gesellschaften, und belästigt jedermann durch das unaufhörliche Rühmen der seltenen Talente des Jungen. Einige glauben daran und tragen es weiter. Endlich gilt der Sohn in der ganzen Nachbarschaft für ein kleines Kunstwunder, und alle diese thörichten Lobpreisungen kommen ihm wieder zu Ohren. Er bläht sich auf, und hat kaum ein Weilchen nach der Antike gezeichnet, so muß er auch schon ein Atelier haben; er muß in Del malen, muß Bilder fertigen — er, der noch keine gute Nase aus dem Kopfe zeichnen kann!

Nun hat er sich Leinwand und Rahmen und eine Staffelei angeschafft. Ein weißer flaumiger Schnurrbart keimt beschämt auf seinen Lippen; sein Haar hängt lang und wild



um seinen Kopf, und die Gassenbuben rufen ihm nach: „Ein Künstler!“

Er malt nun auch ein Bild, aber was stellt es vor? Es ist eine Gestalt, die den Kopf schlafend auf einen Tisch lehnt; — dadurch vermeidet er die Nothwendigkeit, das Gesicht zu malen; — daneben eine Schüssel mit einem Schinken, und ein Hund, der an letzterem nagt; im Hintergrund einige Kasten, Töpfe, Kessel u. s. w.

An dieser unbedeutenden Composition arbeitet er drei Monate; er reibt, er fegt, er schmiert und stiehlt — und siehe da, endlich hat er ein Ding fertig, das von weitem einem Gemälde ähnlich sieht.

Der Vater und die Freunde sagen: „Es ist ein kleiner Teniers!“ Andere aber sagen mit mehr Grund, daß es ein armseliges Machwerk ist. Die Perspective ist darin ganz verfehlt, die Gegenstände der zweiten Tiefe sind größer gehalten als die der ersten; Arme und Beine hängen wie zerbrochen an dem Körper, oder sind zu lang oder zu kurz; die Gegenstände fallen um; der Hund ist ein Räthsel, das selbst ein Buffon nicht würde gelöst haben

Bis jetzt ist das Uebel noch nicht groß: der Junge hört noch auf den Rath älterer Künstler; er geht noch auf die Zeichenschule, wenn ihm gleich das Lernen zuwider ist.

Aber, o Unglück! Ein Freund der Familie, ein unkundiger Gönner oder Liebhaber zahlt ihm hundert Franken für sein Gemälde.

Jetzt ist die Bombe geplatzt . . . er will und muß ein Atelier außerhalb des väterlichen Hauses haben, damit man fortan frage: „Wo ist das Atelier von dem und dem?“ Er nimmt einen Jungen auf, den er verdirbt, und hat nun auch einen Schüler, einen Eleven: ist also Meister. Kann er noch ferner auf die Akademie, in den Zeichenunterricht gehn? Kann er, als Meister, noch zwischen den Schülern sitzen? Das verträgt sein Stolz nimmermehr! Er verläßt also die Akademie und die Zeichenschule.

Was kann nun aus diesem sogenannten Künstler werden? Er kann nicht zeichnen; er weiß nichts vom menschlichen Gliederbau; die Regeln der Perspective sind ihm böhmische Dörfer

Er kann aber doch, wird man vielleicht sagen, seine Zeichenstudien für sich fortsetzen und sich darin vervollkommen. Allein es ist eine unter den Künstlern nur zu bekannte Wahrheit, daß, wer einmal zu malen angefangen, fast immer einen Widerwillen gegen das Zeichnen bekommt.

Nein, der ungeschulte Künstler bleibt sein Leben lang ein Pfuscher; er verkauft von Zeit zu Zeit ein schlechtes oder unbedeutendes Bild, und schleppt seine bittern Tage zwischen Hochmuth, Neid und Muthlosigkeit dahin. Er ist mißgünstig gegen jeden, begeistert seine Kunstgenossen und stirbt als Decorationsmaler. —

Und doch war er vielleicht berufen, sein Vaterland zu verherrlichen! Vielleicht war Ehre, Reichthum, Glück ihm

vorbehalten. Aber seine schlechten Studien haben ihn scheitern lassen, haben sein angebornes Talent unnütz gemacht.

Es gibt, wir gestehen es, einzelne kräftige Geister, die in solchem Zustande noch die Mittel erkennen und ergreifen, sich zu retten, und denen dies auch gelingt. Aber dazu gehört ungewöhnlicher Muth. Wir kennen solche, die einen Theil ihrer Tageszeit und manche Abende darauf verwenden, sich noch im Zeichnen zu üben; die lesen, untersuchen, vergleichen und rastlos bemüht sind, die verlorne Zeit wieder zu gewinnen. Wir kennen solche, die durch Suchen und Versuchen eine eigenthümliche Entwicklung errungen haben; die arbeiten vom Morgen bis Abend und durch echte und gelungene Hervorbringungen sich vortheilhaft auszeichnen. An solche fleißige Künstler sind unsere Worte nicht gerichtet. Im Gegentheil, solche preisen und achten wir als Männer, die Vieles beitragen zu dem Ruhme der flämischen Schule. Niemals, das beweisen sie, wird eine Arbeit mit Muth unternommen und mit Standhaftigkeit vollführt, ohne daß sie lohnende Früchte trägt.

Nein; unsre bleiernen Wahrheiten fallen denen auf den Nacken, die ihre Zeit sorglos vergeuden; die einen geringen Theil des Tages an einem Puschwerke arbeiten, und vielleicht nicht einmal Bleistift oder Kreide in ihrem Besitze haben; die das ganze Jahr nicht einen einzigen Abend aus dem Wirthshause bleiben, und hier durch Raisonniren und Pochen glauben machen, daß die Kunst im Schwäzen bestehe, so

daß selbst einfältige Menschen darüber die Achseln zucken. Denen also gilt unsre Rüge, die mit unerhörter Anmaßung über alles absprechen, wähnend, daß der Name „Künstler“ hinreiche, um ein eingegossenes Wissen zu besitzen, ohne daß man ein Buch in die Hand zu nehmen brauche; . . . denen, die durch ihre hochmüthige Unwissenheit die Kunst herabwürdigen!

Wann endlich werden diese Unglücklichen begreifen, daß die Kunst ein Tempel ist, den man ohne Vorbereitung und Einweihung nicht betreten darf? Wann werden sie einsehen, daß man das Vaterland nicht verherrlichen kann, bevor man nicht sich selbst der Ehre und Achtung würdig gemacht? Niemals; — denn begreift wohl je der Unverstand? —

Ihr jüngeren Schüler, die ihr eure Zeichenstudien beginnt, o merkt auf meine Worte! Ich sage euch: wollt ihr Maler werden und Ruhm erringen, o dann lernet Alles, was in Sachen der Kunst nur immer gelernt werden kann. Reich an Kenntnissen, wird dann euer Geist sich frei entfalten, euer Talent wird sich ohne Mühe befruchten und eure Hand leicht gehorchen den Eingebungen eures Genius, und nichts wird euch in der Ausführung eurer Schöpfungen hinderlich sein. Lernet und arbeitet in euren jungen Jahren; . . . wo nicht, so möget ihr diese Worte als eine Vorhersagung annehmen: Vergessener Stümper — armes Leben — bitteres Brod!

V.

Franzens Schicksal wird traurig. — Wie Baron de Pret die Künste unterstützt. — Schwere Bedrängniß für Franz. — Wie er endlich den Lohn seines Fleißes empfängt. — Was er jetzt ist und wie er lebt. — Schluß.



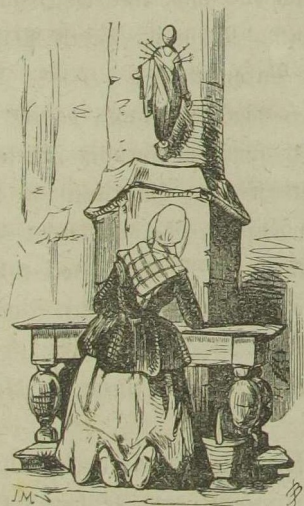
Zu sehr irren die, welche meinen, daß man, selbst mit viel Geist, mit entschiedenen Anlagen und mit dem besten Fleiße, nur so in kurzer Zeit ein Maler werden könne. Nein, es vergehen noch manche lange Monate, Jahre sogar, ehe man der Farben und Töne Meister wird und damit wie mit gehorsamen Werkstoffen frei schalten kann. Wieviel schlechte Malereien muß man gemacht haben, bis man ein gutes Bild an den Tag bringt!

Dies fing die Familie unsres Franz und er selbst erst jetzt bitter zu fühlen an. Seine Eltern hatten bisher alle möglichen Opfer freudig und rückhaltslos für ihn gebracht; sie zweifelten ja nicht, daß er in nicht ferner Zeit einen großen Lohn für seine Arbeiten erlangen werde. Aber ach, wie betrogen sie sich! Ihre Opfer wurden nothwendig immer größer und lästiger, je mehr ihr Sohn sich den Mannesjahren näherte; seine Bedürfnisse mehrten sich, er brauchte alle Augenblicke Farben, Pinsel und Leinwand; und alle diese Ausgaben mußten, neben den übrigen, bestritten werden von dem Klöppelverdienst der beiden Frauen und dem Taglohn des Vaters.

Die Frauen hielten es vor diesem lange geheim, daß sie Geld entlehnt hatten und, wie sie sagten, bis über die Ohren in Schulden steckten. Als sie es ihm endlich gestanden, erschrak der ehrliche und ehrenhafte Arbeitsmann sehr; er ging mehr als einmal mit Verdruß an seine Arbeit; doch sagte er kein einziges kränkendes Wort weder zu Franz noch zu den Frauen; er selbst war stolz geworden auf seinen Sohn, und sah ein, daß es nun nicht mehr Zeit sei umzukehren. So verbiß er denn im Stillen die Scham, die der Gedanke, verschuldet zu sein, ihm verursachte, und sah einer bitteren Zukunft entgegen.

Ein einfacher Vorfall rettete die bedrängte Familie aus der drohenden Noth.

Die Großmutter ging seit einiger Zeit täglich in die St. Andreas-kirche, um dort vor dem Bilde der schmerzhaften



Mutter zu beten. Als sie eines Tages nach verrichtetem Gebete heimging, begegnete ihr auf der Strasse an der Kirche der Baron de Bret. Der edelmüthige Mann erinnerte sich der Züge der alten Frau, und fragte sie mit großer Theilnahme, wie es ihr gehe, und ob sie nun zufrieden sei. Hierauf erfolgte natürlich eine lange Klage von Seite der Großmutter, um so mehr, da sie nicht anders dachte, als es sei ihr dieser Wohlthäter der Künstler durch Zuthun der Mutter Gottes zu Hülfe gesandt. Sie täuschte sich nicht in

ihrem Glauben, die gute Frau! Baron de Bret faßte ihre dürre Hand in die seinige und sprach lächelnd zu ihr: „Warum habt ihr mich dies nicht eher wissen lassen? Seid nur getrost, Mütterchen. Kennt ihr Herrn Wappers?“

„Ja, Herr Baron!“

„Wohlan, so sagt dem Franz, daß er bei Herrn Wappers jeden Monat fünf und zwanzig Franken abholen kann; ich werde sie dort für ihn hinterlegen.“ Hiermit entfernte sich der Baron und ließ sie überrascht stehn. Die halbe Strasse entlang betrachtete er mit Rührung zwei runde Thränen, die wie zwei Thautropfen auf dem Rücken seiner Hand blinkend standen, — Thränen, welche die Großmutter als ein Unterpfand ewiger Dankbarkeit mit einem Handkuße dort niedergelegt hatte!

Diese Unterstützung gestattete dem Franz, seine Studien ohne Kummer fortzusetzen; und er kam nun bald so weit, daß er es wagen durfte, ein Bild zu componiren und auszuführen.

Ein unvorsichtiger, oder vielmehr ein dummer Freund machte ihn glauben, daß sein Bild gelungen sei, und daß er es in der ständigen Ausstellung aufhängen dürfe. Aber wie sehr hatte Franz diese seine Unbesonnenheit zu bereuen! Sein Gemälde, das in der That noch sehr mangelhaft war, ward um so mehr bekritlet und um so lauter verworfen, weil es von einem Anfänger herrührte, der sich noch keine ständigen Vertheidiger und Lobpreisler angeschafft hatte.

Franz malte dann schönere, bessere Bilder; aber das bereits eingewurzelte Vorurtheil stieß ihn jedesmal zurück. Jetzt schien es, daß er zu gar nichts taue, daß er nie etwas anders als Stümperwerk werde zum Vorschein bringen können. Dieses Vorurtheil war zuletzt so allgemein und stark geworden, daß selbst seine Freunde das Gute an seinen Werken nicht mehr zu preisen wagten aus Furcht, für Gewürzkrämer (Epiciers) d. h. für Leute von schlechtem Geschmack zu gelten. Verstoßen aus dem Kreise der Künstler, stets zurückgesetzt von Leuten, die minder Talent hatten als er, allgemein für einen Stümper ausgeschrien — blieb Franz dennoch fleißig am Lernen und Arbeiten; aber seine Bilder blieben auch, zu der Großmutter Verwunderung, an den Wänden seiner armen Wohnung hängen.

Dies sei eine gute Lehre für alle jungen Künstler! Wer je zum ersten Mal ein Bild zur Schau aushängt mit dem Bewußtsein, daß er ein besseres malen könnte oder können sollte, der ist ein Thor, der sich selbst unberechenbaren Schaden zufügt. Denn ist es nicht auf den Grund seines ersten Erzeugnisses, daß man über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Künstlertalents aburtheilt? Und welche Mühe, welches angestrengetes Ringen wird nicht nöthig sein, um dieses erste Urtheil zu vernichten? Diejenigen, welche die schlechten Malereien einmal gesehen haben, sehen eben darum keinmal die guten mehr, und bleiben so bei ihrem ersten Eindrucke und Ausspruche stehn.

Mehr als einmal noch beweinte Franz bitterlich seine erste Unbesonnenheit. Oft, wenn er auf seinem Speicher (der war sein Atelier) an der Staffelei saß, schlug er sich mit der Faust vor die Stirn und rief: „Wie ist's möglich! welche Dummheit, welche Verblendung hat mich getrieben? Ich wußte, daß mein Bild voller Mängel sei; und doch hing ich's zur Schau auf! Wahrhaftig, ich war nicht bei Sinnen!“

Aber seine Mißgeschicke waren noch nicht zu Ende. — Wie wenn Gott ihn in der Bahn der Kunst erproben wollte, ward er auf einmal von zwei schrecklichen Unfällen getroffen. Sein Vater, der beim Ausladen von Schiffen mitarbeitete, brach durch das Fallen eines Fasses seinen rechten Arm, der überdies noch zum Theil zerschmettert ward.

Zwei Tage später starb sein einziger Wohlthäter, Baron de Pret!

Dies letzte Unglück traf die ganze Familie so schwer, daß sie Alle zwei volle Tage in Thränen zubrachten fast ohne ein Wort zu reden.

Am Begräbnistage des Baron de Pret folgte ein bescheidener Fiaker von fern dem Leichenzuge. Zu Hemirem und bei dem Begräbnisplatze angekommen, stiegen drei Personen aus dem geringen Fuhrwerk. Sie gingen neben dem Kirchhof in einen Seitenweg und waren während der Beerdigung nicht sichtbar. Als aber Alles vorüber war, und die prächtigen Kutschen alle die Zuschauer des Leichenzuges eiligen Fluges wieder in die Stadt zurückbrachten, da sah man

drei Personen mit leisen Schritten in den Kirchhof treten. Es war Franz, der seine steinalte Großmutter am Arme führte, während seine Mutter sie an der andern Seite unterstützte. Niemand sah sie, denn alles war todtenstill auf dem Kirchhofe und die größte Einsamkeit herrschte daselbst.

Seht ihr sie alle drei mit rothgeweinten Augen, mit stockendem Athem jenem Haufen frisch aufgeworfener Erde sich nahen? Dort ruht er, der das Gute im Stillen that. . . O sagt nicht, daß die Tugend nicht geehrt, nicht belohnt werde; — die Thränen dieser Menschen wiegen Tausende in der Waagschale Gottes! —



Seht, die Frauen knieen nieder auf dem Erdbaufen. Sie falten ihre Hände und beugen das Haupt über dem Grabe, ihre Lippen bewegen sich. . . . Reden sie wohl in rhetorischer Sprache? sind ihre Worte berechnet, gemessen, geschrieben, damit sie sie nicht vergessen? O nein! sie kennen nur ein Gebet, das der Erlöser selbst sie gelehrt; sie beten und wiederbeten ihr altes, allbefassendes Vater=unser. Ihre Stimmen werden heller indem sie beten: „Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldnern. . . Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unsres Todes. Amen.“ Ihre Seelen, ihre Zähren, ihre Seufzer sagen das Uebrige dem Herrn. „Schlase ruhig, du Guter! Wir pflanzen keine Blumen auf dein Grab; sie sind nicht unsterblich wie das Andenken deiner unzählbaren Wohlthaten. . . Deine Seele empfangen in dem Schooße der Gottheit einen Lohn, den die Welt nicht geben kann.“

Aber warum kniet nicht auch Franz auf dem Grabe? Warum? Er ist verschlungen von dem Schmerze; er fühlt sich nicht mehr leben, und hat vergessen, wo er sich befindet. Seht, da steht er wie ein steinern Bild, den Kopf auf die Brust gesenkt, und die Hand an die Stirn geklammert. Wie blinken die rollenden Thränen, die seinen Augen entstürzen! Unglücklicher Jüngling, wer beschreibt die tödtliche Verzweiflung, die dein Herz bis zum Zerspringen drückt!

Erwache! Siehst du nicht, daß die kalte Erde der Gesundheit deiner Großmutter schaden wird! Entferne sie von die-

fem Grabe; sonst findet vielleicht der Abend sie noch hier knien und weinen. Tasset Muth, kehrt zurück in eure Wohnung. . .

Des andern Tages sagte Franz in betrübtem Tone Folgendes zu seinen Eltern:

„Wir sind unglücklich und arm; ich bin Schuld an euerm Kummer, ich weiß es. Aber laßt mich jetzt eine Frage an euch thun, und antwortet mir aufrichtig: Können wir noch drei Monate bestehen ohne das mindeste Geld einzunehmen?“

Diese Frage blieb eine lange Zeit ohne Antwort. Die Mutter ging zu dem kranken Manne und überlegte mit ihm die Sache ernstlich; dann sagte sie:

„Drei Monate, mit genauer Noth, aber nicht länger.“

„Wohlan!“ erwiederte Franz, „so will ich einen letzten Versuch wagen. Ein Bild noch will ich malen, ein einziges; und verkaufe ich das nicht in kurzer Zeit . . . dann, o Mutter, o Großmutter, dann werde ich — Decorationsmaler!“

Dies letzte Wort auszusprechen kostete ihm sichtliche Mühe; es kam wie ein Krampf in seine Kehle; doch fastete er sich bald und frug nochmals, ob man ihn drei Monate lang ruhig und ungehindert wolle arbeiten lassen. Seine Eltern sagten ihm dies noch einmal willig zu.

Franz ging dann zu Herrn Wappers und empfing die letzten fünf und zwanzig Franken, die sein Wohlthäter dort noch für ihn hinterlegt hatte. Für einen Theil dieses Geldes kaufte er Farben, und schloß sich am folgenden Tage auf dem Speicher seines Hauses, wo er zu arbeiten pflegte, ein und entwarf auf der Leinwand die Grundzüge des Bildes, das er auszuführen sich vorgesetzt.

Es war der Kirchhof von Hemirem mit einem geschlossenen Grabe, worauf zwei Frauen betend knieten; rückwärts sah man einen jungen Mann weinend und im tiefsten Schmerz versunken stehn; seitwärts die Mauern der Kirche, im Hintergrund eine üppige Landschaft. Während drittelhalb Monaten arbeitete Franz ohne Unterbrechung; er ging auf den Kirchhof von Hemirem hinaus, um die ganze Dertlichkeit und Umgebung treu nach der Natur aufzunehmen, und ließ Mutter und Großmutter als Modelle vor sich hinsitzen.

Niemals hatte wohl ein Künstler mit mehr Begeisterung, mit mehr Liebe und Fleiß an einem Bilde gearbeitet. Franz war voll von seinem Gegenstande, und all die Zeit hindurch, da er mit seinem Werke beschäftigt war, hatte ihm der Kopf gebrannt wie einem Fieberkranken. — Konnte dieses Bild schlecht ausfallen? Nein, es mußte mit dem Stempel der Begeisterung gezeichnet sein. Und das war es denn auch.

Franz erhielt auf Credit einen passenden Rahmen für die Ausstellung. Diesmal jedoch hatte er eine andere Ein-

gebung: er sandte sein Bild nach Deutschland, auf die Cölner Kunst-Ausstellung . . . Wird er hier glücklicher sein? — Doch, das Gemälde war weg und blieb weg, ohne daß man das Mindeste davon hörte.

Die Armuth, wie sie sie noch nie gefühlt hatten, drang nun auf die harrende Familie ein. Sie aßen bitteres Brod und waren wie erdrückt durch eine schreckliche Enttäuschung. Wer noch am meisten Muth zeigte, war die gute Großmutter; sie trug in der Stille ihre besten Kleider und ihre paar kleinen Goldsachen in das Pfandhaus, und tröstete die Andern. Aber das konnte nicht lange so dauern. Die Kleider des Franz und der Mutter mußten endlich auch versezt werden; ja, die Preismedaillen und andere Ehrenzeichen wanderten zum Bäcker als Pfänder für einiges Brod.

Man hatte bereits Schulden gemacht beim Fleischhauer, beim Krämer; der Bäcker wollte jetzt auch nichts mehr hergeben; niemand wollte dem armseligen Künstler (so hieß Franz in der Nachbarschaft) mehr etwas borgen. Die wochentliche Hausmiethen war schon vom ganzen Monate ausständig, und der Hausherr hatte schon dreimal den Gerichtsboten geschickt um seine Zahlung zu fordern.

An einem Nachmittage des Monats September war die Armuth dieser Leute auf den äußersten Punkt gestiegen. Niemand hatte etwas genossen seit dem Abend des vorigen Tages. Der Gerichtsbote hatte sich so eben mit der Warnung entfernt, daß er noch einmal um sechs Uhr wiederkommen

werde und daß, falls sie dann die Miethe nicht zahlten, sie am andern Morgen mit ihrem Hausgeräthe würden auf die Gasse gesetzt werden.

Großmutter hielt die Hand des Franz in der ihrigen, und suchte ihn zu trösten; die Mutter weinte in der Stille; der Vater, der den Arm noch in einer Schlinge trug, saß am Kamine und starrte finster in die Kammer hinein. — Plötzlich brach er schluchzend in Thränen los.

Noch niemals hatte Franz seinen Vater weinen sehen; dies war das erste Mal in seinem Leben. Auch traf es ihn wie ein Donner Schlag; ein Schrei des Schreckens drang aus seiner Kehle und er fiel knieend vor seinem Vater nieder:

„O Vater,“ rief er, „Vater, ihr weint? Ihr? — O, beruhigt euch; morgen werde ich Decorationsmaler; ich werde alle Tage drei Franken verdienen.“

Der Arbeitsmann hob seinen Sohn vom Boden auf, und drückte ihn mit seinem linken Arm an's Herz.

„Franz,“ sprach er, „ich schreibe die Schuld nicht dir zu, Junge; aber wir sind so unglücklich! Ich weine, weil ich in Verzweiflung bin, nicht arbeiten zu können. Es hungert uns, in unsren Eingeweiden wüthet der Schmerz. Wer wird uns zu essen geben, bevor die Nacht kommt? Wohin sollen wir gehn, wenn man uns morgen auf die Gasse setzt? Ist es nicht um rasend zu werden, oder um sich selbst in's Wasser zu“

Franz schloß seinen Vater mit Macht gegen seine Brust, und erstickte dies letzte schreckliche Wort auf seinen Lippen durch einen ängstlichen Kuß.

Während Vater und Sohn so an einander geklammert waren, ging die Thüre der Kammer auf, ein Mann mit einer ledernen Tasche über die Schulter streckte seine Hand und in ihr einen Brief voraus. Mit einem gewaltigen Sprung machte sich Franz von seinem Vater los und griff nach dem Briefe; aber der Postbote zog ihn zurück, und sagte trocken: „Ein Brief aus Deutschland, zwei Franken!“

Zwei Franken! An welchem verborgenen Orte dieser Wohnung befindet sich ein solcher Schatz? Zwei Franken — von Menschen, die Hungers sterben? — Wer kann den Kummer und den Folterschmerz dieser Familie beschreiben? Der Brief enthält vielleicht das Ende ihrer Noth; — vielleicht trocknet er ihre Thränen, stillt ihren Hunger und schützt sie vor der Vertreibung . . . Und ach, während sie mit pochendem Herzen den Brief anstarren, ihn so sehnlich eröffnen möchten, will der Briefträger sich wieder damit entfernen und ihnen alle ihre Hoffnungen rauben. Die Erde brennt unter den Füßen der Unglücklichen; sie stampfen vor Ungeduld; reißen sich die Haare aus . . .

Jetzt kniet die Mutter nieder vor dem Briefträger, sie hebt die flehenden Hände zu ihm empor. — Ha! er weint, — sein Herz ist nicht von Stein. „Da!“ er reicht Franz den

Brief; „nehmt ihn nur; ich bin auch arm, aber dies kann ich nicht länger ansehen.“ Franz öffnet langsam mit zitternder Hand den Brief, jeder Bug wird vorsichtig entfaltet. Aber kaum hat er seine Augen auf den Inhalt geworfen, so beginnen seine Gesichtsmuskeln krampfhaft zu zucken; er wird todtensbleich, und ein seltsamer Schrei entfährt seiner Brust. Er lehnt sich auf den Tisch, und der Brief fällt aus seiner Hand auf die Flur. . . . Die Stube ist erfüllt von Wehgeschrei; Großmutter hebt die Hände zum Himmel; die Mutter sinkt wie gelähmt rücklings vom Stuhle. — Franz that sich Gewalt an, zu sprechen. Sichtbar wollte er etwas sagen, aber er brachte es nicht über seine bebenden Lippen. Endlich brach seine Sprache los; er raffte den Brief auf und rief mit schrillender Stimme:



„Großmutter, Mutter! Vater! ich bin Maler! Fünfhundert Franken für mein Bild!“

Die vier Glücklichen lagen einander in den Armen, sich drückend, küßend, streichelnd, und ein verwirrtes Durcheinander von Freudenschreien erfüllte die Stube. — Nach den ersten Ausbrüchen der Freude und Liebe äußerten die Frauen ihre Neugierde nach dem Inhalte des Briefes. Franz, der das Französische ziemlich gut verstand, dolmetschte ihnen den Brief, der also lautete:

„Cöln den“

„Mein Herr!

„Das Bild, welches uns von Ihnen unter dem Titel „Das Grab eines Wohlthäters“ zugesendet wurde, ist von Kunstfreunden viel angesehen und gelobt worden. Ich schätze mich glücklich, Ihnen anzeigen zu können, daß selbes von dem hiesigen Herrn G für den bezeichneten Preis angekauft worden ist.“

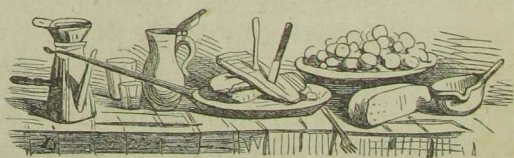
„Sie werden bei Vorzeigung dieß den Betrag zu 500 Franken auf dem Comptoir des Bankiers M. G daselbst empfangen.“

„Mit nicht geringerer Freude werden Sie, hoffe ich, vernehmen, daß derselbe Herr G ein zweites Bild von gleicher Größe von Ihnen zu erhalten wünscht. Die Zahlung dafür wird sogleich erfolgen, wenn das Bild an mich gelangt seyn wird.“

„Der Sekretär des Cölnischen Kunstvereins.“

„Ha!“ rief Franz zum zweiten Male, „nun bin ich Maler! Großmutter, nun bin ich Maler!“

„Ja, Kind,“ antwortete diese mit einem stolzen Blick, „hab' ich es dir nicht gesagt? Jetzt sind wir so reich, daß wir unsers Geldes kein Ende finden werden. Laß sie jetzt nur sagen: Der armselige Künstler! Das seht ihr jetzt: Gott ist doch gut, und wir hatten schon zu viel ausgestanden. Ich werde noch neun Tage vor dem Bilde unserer lieben Frau von den sieben Schmerzen beten gehn, um ihr zu danken für ihre Fürsprache. Und nun, Franz mein Junge, nun auch nur fröhlich das Unfre genommen von dem, was unser Herr uns bescheert hat. Wir werden jetzt wohl einen Krug Doppelbier und ein oder zwei Pfund Schweinerippen bekommen können. Laßt uns jetzt nur schmausen! Der Briefträger, der gute Mensch, soll auch mithalten.“



Eine Viertelstunde später hörte man schon an der Thüre die Schweinerippen in der Bratpfanne progeln; der Geruch des Bratens trug wie ein Bote die frohe Nachricht in der nächsten Nachbarschaft umher. Das schäumende Doppelbier

stand eingeschenkt auf dem Tische, und der Briefträger war diesen Abend mit Franz und seinen Eltern einmal recht fröhlich.

Des andern Tages wurden zwei geschickte Chirurgen zu dem Vater gerufen. Die verpfändeten Kleider, Medaillen u. s. w. wurden eingelöst, und alle gemachten Schulden getilgt.

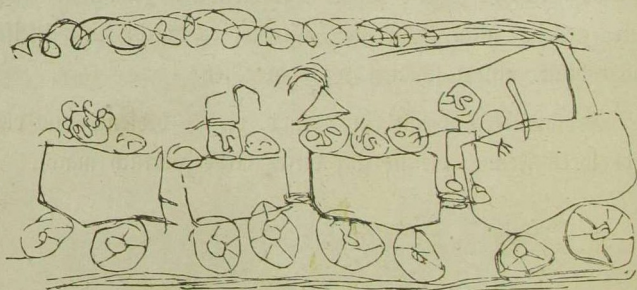
Von diesem Augenblicke an arbeitete Franz mit Muth und mit Sicherheit. Seine Bilder waren schon verkauft noch ehe sie ganz fertig waren; und bald konnte er die Bestellungen der Liebhaber nicht mehr befriedigen.

Gegenwärtig wohnt Franz mit seinen Eltern nicht mehr in dem ärmlichen Hause; sie haben jetzt wirklich die geträumten zwei Stockwerke und schöne wohlmeublirte Zimmer. Der Vater arbeitet nicht mehr für Taglohn; er raucht seine Pfeife Tabak hinter einem schönen warmen Ofen.

Großmütterchen hat eine Magd, die sie bedient, und die Liebe ihres Franz, die sie auf dieser Erde glücklich macht.



Hier endigt unsere Erzählung. Doch müssen wir beifügen, daß wir mit Absicht und um Verwirrung zu vermeiden, vergessen haben, unsern Lesern zu sagen, daß Franz während des ersten Jahres seiner Aufnahme auf die Akademie ein Brüderchen bekommen hatte. Dies Kind ist jetzt auch zehn oder elf Jahre alt, und wird uns vielleicht einmal Stoff zu einer zweiten Erzählung geben. Für jetzt, und bis der neue Künstler die Mannesjahre erreicht haben wird, geben wir hier eine Probe seines Talents, daran man merken kann, daß er in die Epoche der Eisenbahnen gehört.



III.

III.

1

Was eine Mutter leiden kann.



Eine wahre Begebenheit.

Das eine Mutter leben kann.

Ein sehr gewöhnlich



Was eine Mutter leiden kann.

I.

Heftige Kälte herrschte in den letzten Tagen des Monats Januar 1841. Die Strassen von Antwerpen hatten ihr Winterkleid angezogen und glänzten in reiner Weiße; der Schnee fiel noch immer, nicht in weichen, das Auge durch ihren Wirbeltanz ergötzenden Flocken, sondern in festen Krystallen, die wie Hagel gegen die Fenster der geschlossenen Häuser rasselten; und der schneidende eisige Wind trieb die meisten Bürger, die sich auf ihrer Thürschwelle zeigten, wieder zum glühenden Ofen zurück.

Ungeachtet der bitteren Kälte und obwohl es erst neun Uhr Morgens war, sah man doch, des Markttages wegen, viele Leute auf der Gasse gehen. Die jüngern suchten sich

durch Laufen zu erwärmen, die guten Bürger hauchten in ihre erstarrenden Hände und die Werkleute schlugen sich mit Gewalt die Arme um den Leib.

In diesem Augenblicke ging ein Frauenzimmer gemäßigten Schrittes durch die Winkelstrasse, deren Bewohner sie kennen mußte, da sie in den armen Häusern ein- und ausging und dieselben häufig mit dem Ausdrucke von Zufriedenheit verließ. Ein seidener wattirter Mantel umhüllte ihre feine Gestalt, ein Samthut bedeckte ihren schönen Kopf und schirmte ihre Wangen, die dennoch von der scharfen Luft etwas gepurpurt waren; eine Boa umschlang ihren Hals und die Hände verbargen sich in einem feinen Muff. Dieses Frauenzimmer, allem Anscheine nach ein reiches Fräulein, stand an der Schwelle eines Hauses, das sie eben betreten wollte, als sie plötzlich in der Ferne ein anderes Frauenzimmer ihrer Bekanntschaft herankommen sah; sie blieb nun vor der Thüre der armen Wohnung stehn bis ihre Freundin nahekam, ging dann mit freundlichem Lächeln auf sie zu und sprach sie also an:



„Guten Tag, Adele! Wie geht es?“

„Ziemlich wohl; und dir?“

„Gut, Gott sei Dank. Ich bin gesund und so vergnügt, daß ich's dir nicht sagen kann.“

„Warum dies? mir scheint doch, daß das Wetter nicht so angenehm ist.“

„O ja, für mich wohl, Abele. Ich bin erst eine Stunde außer Bett und habe schon zwanzig arme Wohnungen besucht. Aber ich habe Armuth gesehen, liebe Abele, Armuth, daß das Herz davon brechen könnte. Hunger, Kälte, Krankheit, Nothheit... es ist unbeschreiblich. O ich schätze mich glücklich, wohlhabend zu sein; denn Welch eine Freude, wohlzuthun!“



„Man sollte sagen, du hättest Lust zu weinen, Anna; ich sehe Wasser in deinen Augen blinken; sei doch nicht gar so gefühlvoll. Die armen Leute sind doch diesen Winter nicht sehr zu beklagen; es geschehen ja so viele Austheilungen; Kohlen, Brod, Kartoffeln, alles wird in Ueberfluß gegeben. Erst gestern noch unterschrieb ich wieder für fünfzig Franken; und ich gestehe dir gern, daß ich lieber mein Geld durch Andre austheilen lasse, als selbst in alle die schmutzigen Wohnungen zu gehn.“



„Adele, du kennst die wahren Armen nicht. Beurtheile sie nicht nach jenen zerlumpten Bettlern, die den Bettel als



ein gutes Gewerbe ansehen und ihre Kleider absichtlich zerfetzen und beschmutzen, um Entsetzen und Mitleid zu erregen. Komm mit mir, Liebe; ich will dir Arbeiter zeigen, deren Kleider nicht zerrissen, deren Stuben nicht unreinlich sind und deren Mund sich nicht öffnen wird um zu begehren, sondern nur um für freiwillig Gegebenes zu danken und zu segnen. Du wirfst den gräßlichen Hunger in ihren Zügen gemalt sehn, das gefrorne Schwarzbrod zwischen den erstarrten Fingern der Kinder, die Thränen der Mutter, die finstere Verzweiflung des Vaters. O heftetest du deine Augen auf dieses stumme Schmerzbild des Glends, welche Engelfreude würdest du darin finden, dies Alles mit ein

wenig Geld zu verändern! Du sähest arme Kinder sich hüpfend an deine Kleider hängen, die Mutter mit gefalteten



Händen dankbar dich anlächeln, den Vater in freudetrunkener Vergessenheit deine feine Hand in seinen knochigen Händen drücken und mit brennenden Thränen benetzen. Und o, dann würdest auch du selige Thränen vergießen, Adele, und deine Hände den ihrigen, auch noch so rauhen, nicht entziehen. . . . Sieh, Adele, die Erinnerung an solche Stunden rührt mich zu sehr.“

Während Anna mit tiefem Gefühl und weicher Stimme diese Scenen schilderte, hatte ihre Freundin nicht gesprochen, selbst nicht solche kurze Worte oder Laute, welche die Theilnahme des Zuhörers andeuten. Die Rührung ihrer Freundin

war ganz in sie übergegangen, und als Anna sie betrachtete, war sie eben beschäftigt, das Schnupstuch aus ihrem Muff zu ziehen, um zwei Thränen zu verwischen, die auf ihren Wangen herabglitten.

„Anna,“ sprach sie, „ich gehe mit dir die armen Leute besuchen. Ich habe Geld genug bei mir; laß uns diesen Morgen auf gute Werke verwenden. O wie froh bin ich, daß ich dich traf.“

Die gute Anna betrachtete ihre Freundin mit Rührung, und ihr Ausdruck verrieth, wie glücklich sie sich fühlte, eine Wohlthäterin mehr für ihre armen Mitbürger geworden zu haben. Begleitet von Adele ging sie einige Schritte weiter in ein Haus, wo sie Unglückliche zu finden wußte. Das Haus, an dessen Schwelle sie stand, als sie ihre Freundin zuerst erblickte, ward vergessen. Dies war ihr wohl zu verzeihen, da sie selbes noch nie betreten hatte und jetzt nur aufs Gerathewohl hineingehn wollte um zu sehen, ob es nicht vielleicht ihr noch unbekannte arme Familien berge.



II.



In einer Kammer des Hauses, vor dem die wohlthätige Dame stehn geblieben war, wohnte eine unglückliche Familie. Vier nackte Mauern waren hier die stummen einzigen Zeugen von Schmerz und Elend; und die Jammerscene, die sich hier darstellte, war geeignet, das Herz nicht bloß mit Betrübniß, sondern auch mit einem gewissen Gefühl von Bitterkeit gegen die menschliche Gesellschaft zu erfüllen. Die Luft in der Kammer war so kalt wie auf der Gasse, nur noch unerträglicher gemacht durch eine dumpfe Feuchtigkeit, die durch alle Kleider drang. Auf dem Herde brannte ein kleines Feuer, genährt von Stücken zerbrochener schlechter Möbel, und nur mühsam von Zeit zu Zeit in schwacher Flamme aufflackernd. In einem Bettchen mitten in der Kammer lag ein krankes Kind, das nicht über ein Jahr alt war; sein falbes Gesichtchen, seine mageren Armchen und seine eingesunkenen Augen verriethen deutlich, daß ein anderes noch kühleres Bettchen das arme Geschöpf wohl bald umfassen werde. Auf einem



schweren Steine neben dem Bette saß eine noch junge Frau, das Gesicht mit beiden Händen verhüllend. Ihre Kleidung



von abgeschossenen, verwaschenen Stoffen deutete doch nicht auf jene Armuth, welche die Hilfe öffentlich anspricht; vielmehr konnte man an der Reinlichkeit derselben und an den vielen aber beinah unsichtbaren Nähten wahrnehmen, wie sehr sie bemüht gewesen, ihre Noth zu verbergen.

Von Zeit zu Zeit drang ein beklommener Seufzer aus ihrem Busen hervor und einige helle Tropfen rannen an den Fingern herab, womit sie ihr Gesicht bedeckt hielt. Bei der mindesten Bewegung des kranken Kindes hob sie jedoch den Kopf, betrachtete schluchzend und schauernd seine welken Wangen, drückte die dünne Decke näher an seine kalten

Glieder und sank dann wieder weinend und verzweifelnd auf ihren Stein zurück.

Die tiefste Stille herrscht in dieser Schmerzkammer; nur der harte Schnee schlug rasselnd gegen die Fensterscheiben und der Wind piff durch die Ritzen und heulte im Kamine.

Schon war die Frau eine Zeitlang wie schlafend auf ihrem Steine geseßen, das franke Kind hatte sich nicht geregt und sie hatte den Kopf nicht aufgehoben; sie schien sogar nicht mehr zu weinen, denn es glänzten keine Tropfen mehr an ihren Fingern. Es war in der Kammer wie in einem Grabe, von Todten bewohnt, das sich nimmermehr öffnen soll.

Plötzlich ertönte vom Herde her eine schwache Stimme:

„Mutter! Mutter lieb, ich habe Hunger!“

Der diese Klage erhob, war ein Knabe von fünf oder sechs Jahren, welcher an der Ecke des Herdes saß, und sich so sehr bei dem kleinen Feuer zusammengekrümmt hatte, daß man ihn nur mühsam entdeckte. Er zitterte vor Frost als ob das Fieber ihn schüttelte und man konnte, genau aufmerkend, das Klappern seiner Zähne hören.



Ob die Frau seine Klage nicht gehört hatte, oder ob sie sich in der Unmöglichkeit befand, sein Verlangen zu befriedi-

gen, genug sie antwortete ihm nicht und blieb regungslos sitzen. Es folgte dann wieder ein Augenblick von Todesstille; doch bald erhob der Knabe seine Stimme wieder und rief:

„Mutter lieb, ich habe Hunger; o gib mir ein klein Stückchen Brod!“

Diesmal hob die Frau den Kopf, denn die Stimme des Knaben war schneidend und mußte wie ein Messerstich durch das Mutterherz gehen. Ein dunkles Feuer glimmte in ihren Augen, Verzweiflung war darin zu lesen. Sie antwortete unter einem Strome von Thränen:

„Hänschen lieb, schweige doch um Gotteswillen! Ich sterbe selbst vor Hunger, mein armes Kind; und es ist nichts im Hause.“

„Ach Mutter, ich habe solche Pein in meinem Leib . . . nur ein Stückchen Brod, ach, bitte!“

Des Knaben Miene war jetzt so flehend, der Hunger mit seiner gelblichen Farbe war so tief darin ausgedrückt, daß die verwirrte Mutter aufsprang als wolle sie etwas Verzweifeltes thun. Mit zitternder Hast griff sie unter die Decke des Bettchens und zog ein kleines Zweipfennig-Brödchen hervor, das sie dem Knaben mit den Worten brachte:

„Da Hänschen, das habe ich noch bewahrt, um Brei für dein armes Schwesterchen davon zu kochen; aber es wird's, denke ich, kaum mehr nöthig haben, das unschuldige Schäfchen.“

Ihre Stimme brach, denn ihr Mutterherz floß über von Pein. Sobald Hänschen das Brod als einen Glückstern vor seinen Augen blinken sah, floß ihm vor Eßbegierde der



Speichel in Fäden von den Lippen; die Muskeln seiner Wangen zuckten; er sprang auf und ergriff mit beiden Händen zugleich das kleine Brod, wie ein Wolf, der seine Beute packt.

Hastig und mit unaussprechlicher Lust setzte der Knabe seine Zähne in das Brod und verschlang mehrere Bissen davon, bis er etwas mehr als die Hälfte aufgezehrt hatte; dann hielt er plötzlich inne, besah das Stück mehr als einmal mit Begierde, brachte es mehr als einmal an seinen Mund, aß aber nichts davon. Endlich stand er auf, ging



langsam zu der sitzenden Frau, rüttelte ihren Arm, um sie aus dem Schlafe, darein sie versunken schien, aufzuwecken, reichte ihr das Stück Brod und sprach mit einer süßen Stimme:

„Mütterchen lieb, da! Ich habe ein Stückchen gespart für unser Miechen. Ich habe wohl noch großen Hunger und Pein in meinem Leib; aber wenn Vater heimkommt, dann kriege ich ja ein Butterbrod, nicht wahr, Mutter?“



Die unglückliche Frau schlang beide Arme um das gute Kind und drückte es liebevoll an ihre Brust; einen Augenblick darnach ließ sie es gefühllos von ihrem Schooße aufstehn und verfiel wieder in ihre erste Niedergeschlagenheit. Hänschen schlich leise zu seinem kranken Schwesterchen, küßte es auf seine mageren Wangen, sprechend: „Schlase du nur, Miechen lieb,“ und kehrte zum Herde zurück, wo er wieder schweigend auf dem Boden niederkauerte.



Eben um die Zeit war es, daß die wohlthätige Dame an der Schwelle dieses armen Hauses stand, und in der Ferne ihre Freundin kommen sah.

Noch eine ganze Stunde verstrich, bevor die unglückliche Mutter aus ihrem Trübfinne aufstand. Auch sie hatte Hun-

ger, auch sie fühlte das Nagen des darbenenden Körpers, und der Schmerz wühlte in ihren leeren Eingeweiden. . . . Aber



sie saß an einem schmerzlichen Sterbebette und erwartete angstvoll die schreckliche Stunde, da ihr Mutterauge ihr Kind sollte verschneiden sehn.

Konnte sie da wohl an ihre eigene Qual denken?

Nein; eine Mutter ist allzeit Mutter, glücklich oder unglücklich, reich oder arm; es gibt kein tieferes Gefühl, keinen mächtignern Trieb, als den, welcher eine Mutter an ihr Kind fesselt; und dies Gefühl, dieser Trieb ist noch inniger und stärker bei denen, welche wissen, wieviel Sorge, wieviel Angst, Mühe und Schweiß sie ihren Kindern gewidmet haben. Und das wissen arme Leute vor allen.



Um zehn Uhr wurden die Frau und der Knabe gleichzeitig wie von einer geheimen Berührung angeregt. Sie sprang von dem Steine, er von dem Herde auf, und beide riefen zugleich:

„Ha, da ist Vater, Hänschen!“

„Ha, Mutter, da ist Vater!“

Freudiges Lächeln gab Beider Zügen einen neuen Ausdruck. Sie hatten das Geräusch eines Fuhrwerks an der

Thüre gehört, und eilten dem, den sie erwarteten, entgegen. Aber ein Mann trat in die Kammer, noch bevor sie die Thüre erreicht hatten. Während er den Schnee von seinen Schultern schüttelte, hatte Händchen seine eine Hand gefaßt, als wolle er an derselben seinen Vater tiefer in die Kammer hereinziehn. Seine andere Hand hatte der Mann seiner Frau



gereicht und betrachtete sie mit tiefer Betrübniß. Endlich seufzte er:

„Theres, wir sind recht unglücklich, Weib! Ich stehe nun schon den ganzen Morgen an der Eisenbahn mit meinem Schubkarren, und habe noch keinen Pfennig verdient. Was thun wir jetzt? Wahrhaftig, ich wollte, ich wäre todt!“

Wie unzureichend auch des Mannes Worte waren, um einen heftigen Gram auszudrücken, so war doch dieser darum nicht minder nagend. Der Kopf hing ihm muthlos auf der Schulter, seine Augen starrten regungslos auf den Boden und man sah an dem Ringen seiner Fäuste, man hörte an dem Krachen seiner Finger, daß ein Krampf der Verzweiflung an seinen Lebensfasern zerrte.

Die Frau, des eigenen Wehes vergessend und nur auf die Qualen ihres Mannes achtend, schlang ihren Arm um seinen Hals und antwortete schluchzend:



„Ach stille! schweige nur, es wird ja nicht immer dauern. Du kannst ja nichts dafür, daß wir so unglücklich sind.“

„Vater! Vater,“ rief der Knabe, „ich habe Hunger, friege ich jetzt ein Butterbrod?“

Diese Worte verursachten in dem Manne eine gräßliche Bewegung; alle seine Glieder erbeben, seine Blicke fielen wie rasend auf das klagende Kind und er starrte es eine Zeit lang so wild und seltsam an, daß Hänßchen erschrocken und heulend an den Herd floh, und von dort seinem Vater weinend zurief:

„Ach, Väterchen lieb, ich will es nicht wieder thun!“

Ohne von seiner Geistes- und Körperspannung befreit zu sein, ging der Mann nun zu dem Bettchen und betrachtete mit noch schärferen Blicken das sterbende kleine Wesen, das seine erlöschenden Augenlein noch einmal gegen seinen Vater aufschlug.

„Theres!“ rief er, „wahrhaftig, ich kann es nicht mehr aushalten. Es ist vorbei; einmal muß es denn doch so weit kommen.“

„Was ist es? ach Gott, was hast du?“

Der Mann, in dessen Brust ein harter Kampf vorgegangen war, verstummte sogleich, und wahrnehmend, welche große Angst er seiner guten Frau durch seinen verzweifeltsten Ausruf verursacht hatte, faßte er ihre Hand und sprach ganz niedergeschlagen: „Theres, du weißt es, Weib; seit wir verheirathet sind, habe ich allzeit redlich gearbeitet; nicht einen einzigen Tag habe ich vorbeigehen lassen, ohne für dich und die Kinder zu sorgen. Sollte ich nun nach zehnjähriger saurer Arbeit betteln müssen? sollte ich das Brod, das ich durch meinen Schweiß bisher verdient habe, jetzt von Thüre zu Thüre erbitten müssen? Theres, das kann ich nicht . . . und sollten wir auch Alle vor Noth und Elend sterben. Sieh, ich

werde roth vor Scham, wenn ich nur daran denke. Betteln? Nein; noch bleibt uns ein anderes Mittel, um wenigstens auf kurze Zeit Speise zu bekommen. Es kommt mich zwar hart an, Frau; aber ich gehe und verkaufe unsern Schubkarren auf der heutigen Versteigerung. Bis wir das Geld dafür verzehrt haben, bekomme ich vielleicht wieder Arbeit; und dann wollen wir sparen, um einen neuen Karren anzuschaffen. Wartet also jetzt nur noch ein halb Stündchen, dann bringe ich euch Allen was zu essen."

Der Schubkarren war das einzige Werkzeug, womit der arme Arbeitsmann sein Brod verdiente; kein Wunder also, daß es ihn so schwer ankam, denselben zu verkaufen. Auch die Frau war nicht minder trostlos über diesen nothgedrungenen Entschluß; allein sie mußte ihn gutheißen, da ihr Mutterherz vor allem um Hilfe schrie für ihre verschmachtenden Kinder.

"Ja, gehe nur auf die Versteigerung und verkaufe den Schubkarren, denn unser Hänßchen schrumpft zusammen vor lauter Hunger; und ich selbst kann kaum mehr auf meinen Beinen stehen . . . und das unschuldige Blut, das lechzend da liegt . . . O wärest du schon ein Engelchen im Himmel, liebes Kind!"



Hier fingen ihre Thränen wieder zu fließen an; eine Erschütterung, wie die vorher schon empfundene, befiel von neuem den Körper des Mannes, seine Fäuste klemmten sich wieder krachend zu. Jedoch bezwang er sich, und sprang verzweifelnd aus der Thüre. Man hörte sogleich das Rasseln eines Karrens, der hastig fortgetrieben wurde; es verging aber augenblicklich.



III.



Ohne Rücksicht auf das kalte Wetter ging das Versteigerungsgeschäft auf dem Freitagsmarke seinen Gang. Unweit des Ausrufplatzes stand neben andern ähnlichen Gegenständen ein zweiräderiger Handkarren, und nahe dabei ein Mann, der äußerst niedergeschlagen aussah. Die Arme auf der Brust gekreuzt, wendete er seine feuchten Augen fortwährend von dem Karren auf den Ausrufer, der noch mit dem Ausbieten anderer Sachen beschäftigt war. Von Zeit zu Zeit stampfte der trostlose Mann ungeduldig den Boden, als ob peinliche Gedanken ihn quälten; doch verfiel

er sogleich in tiefen Trübsinn, wenn sein Blick den Gegenstand traf, der ihm bisher gedient hatte, als ehrlicher Tagelöhner sein Brod zu gewinnen.

Während er so in Trostlosigkeit versunken war, kamen zwei Fräulein mit hastigen Schritten über den Markt gegangen. Eine davon mußte den schmerzlichen Ausdruck in dem Gesichte des Arbeiters bemerkt haben, denn sie hielt ihre Begleiterin einige Schritte weiter an, und fragte sie:

„Hast du nicht gesehen, Abele, welche Betrübniß in den Zügen jenes Menschen dort zu lesen ist?“

„Welches Menschen, Liebe?“

„Dessen dort, der so mit dem Fuße stampft; sieh, wie er seine Ellbogen gegen seine Seiten klemmt; gewiß, Abele, es ist ein Unglücklicher!“

„Es kann aber sein, Anna, daß dies nur aus einem besondern Verdruß geschieht.“

„Nein, Abele; ich kenne das nur zu gut. Der Ausdruck des wahren Unglücks trägt einen unverkennbaren Stempel; es liegt etwas Anziehendes, Mitleiderregendes darin für ein gefühvolles Herz; während Zorn und Aerger im Gegentheile

den Anschauenden zurückstossen. Ich habe mich nicht getäuscht, Liebe; der Arbeiter dort ist ein Opfer des langen Winters.

Sieh nur, seine Kleider sind nicht schmutzig und zerrissen. Laß uns zu ihm gehen; ich will ihn um die Ursache seines Kummers fragen."



Die zwei Fräulein kehrten zurück zu dem Manne; als sie ihm aber nahten, ward er gerade von einem Dritten angesprochen, der, wie er, zur arbeitenden Klasse zu gehören schien. Mit einem Handschlag auf seine Schulter, sagte dieser zu ihm: „Nun,



was sagst du zu dem Wetterchen? Kalt, he? Komm, geh mit mir, ich zahle dir einen Schnaps."

Der betrübte Arbeitsmann entrückte seine Schulter mit Gewalt der Hand, die sie gefaßt hatte, antwortete aber nichts. Der Andere, darüber verwundert, sah ihm schärfer in's Gesicht und bemerkte, wie verwildert ihm die Augen im Kopfe standen. „Wie nun?“ rief er, „was hast du, Freund?“

Die Antwort erfolgte nicht so schnell, daß nicht die zwei Fräulein Zeit hatten, näher zu kommen und besser zu hören, was der, den sie für unglücklich hielten, sagen werde.

Eine dumpfe Stimme, die durch lange Athemzüge unterbrochen war und tiefe Verstörung kund gab, sprach endlich:

„Sieh, Gerhard, du sprichst mir von einem Schnaps; aber lieber stirbe ich, als jetzt Branntwein trinken! Wüßtest du, Freund, welche Noth mich drückt! . . .“

Diese Worte waren mit so tiefem Kummer ausgesprochen, daß Gerhard ganz ergriffen davon ward, und seine scherzende Weise verließ, um ernsthafter zu reden. Er faßte die Hand seines Kameraden, und fragte mit sichtbarer Theilnahme: „Wie so, Freund, was ist dir doch? Du siehst ja aus, als wolltest du wirklich sterben. Ist Theres todt?“

„Nein, nein, das eben nicht, Gerhard. Aber dir will ich's sagen, da du doch unser Freund bist. Du weißt es,

nicht wahr, Gerhard? ich bin nie zu faul gewesen, um mein Brod zu verdienen, und ich habe es Gottlob bisher verdienen können; aber jetzt — jetzt ist's aus. Meine Theres, das gute Weib; ach die Arme! zwei Tage sind's nun, daß sie nichts gegessen hat; unser Hänschen schrumpft zusammen vor Hunger, und mein kleinstes Kind, unser Niechen, das ist vielleicht jetzt schon todt; die Brüste seiner Mutter sind verdorrt vor Kälte und Noth. Wahrhaftig, Gert, wenn ich daran denke, könnte ich mir ein Leides anthun. Würdest du betteln können, Gert?"

„Betteln? Nein, wahrhaftig nicht; ich habe noch ein paar Hände am Leibe.“

„Ganz recht; ich auch. Aber dennoch ist's so weit gekommen, daß wir Alles verkauft und versetzt haben bis auf unsern Schubkarren, der da steht. Wir hatten so gespart, um ihn anschaffen zu können und so lange saueres Brod darum gegessen. Wenn es aber Gottes Wille ist — nun so mag es so seyn. Wenn nur der Ausrufer jetzt schnell hierkäme, daß ich meinem Weib und meinen Kindern etwas Brod bringen könnte!“

„Da ist er! Aber sag mir geschwind, du wohnst noch immer in der Winkelstrasse?“

„Ja.“

Der Ausrufer kam in diesem Augenblicke mit seinem Stuhle auf die Stelle, wo der unglückliche Arbeitsmann wartete, und rief laut:



„Kauflustige herbei! Käufer von Schubkarren herbei!“
Ein bitteres Lächeln flog über die Züge des Tagelöhners.

Die zwei Fräulein sprachen leise über etwas, das sie zu vergnügen schien.

Der Ausrufer begann wieder: „Dreißig Franken für den Schubkarren! dreißig Franken! — Fünfundzwanzig! er ist so gut wie neu; es ist halb geschenkt. — Zwanzig Franken!“

Eine der Fräulein nickte ihm mit dem Kopfe und der Ausrufer fuhr fort.

„Zwanzig Franken sind da! — Zwanzig Franken! Niemand mehr?“

Nun boten auch Andere darauf, aber das Fräulein trieb den Preis immer höher. Der Ausrufer wandte sich von Einem zum Andern, um die Winke der Bietenden zu beachten.

„Einundzwanzig Franken!“ — „Zweiundzwanzig!“ — „Dreiundzwanzig!“ — „Vierundzwanzig!“ — „Fünfundzwanzig!“ — „Siebenundzwanzig!“ — „Siebenundzwanzig Franken! Niemand mehr? Siebenundzwanzig Franken zum ersten, zum andern, zum drittenmal! Viel Glück zum Kaufe!“

Das Fräulein sagte einige Worte zu dem Knechte des Ausrufers, der sogleich gegen seine Wohnung gewendet mit mächtiger Stimme rief: „Es wird gleich bezahlt!“

Schon war der Tagelöhner in des Ausrufers Haus, um sogleich mit dem empfangenen Gelde in seine Wohnung zu eilen, nicht ohne noch einen traurigen Blick auf seinen Schubkarren zu werfen, als er durch Eine der zwei Fräulein angesprochen ward:

„Guter Mann, wollt ihr was verdienen?“ Der Tagelöhner besann sich einen Augenblick und frug: „Was ist zu eurem Dienst, Fräulein?“ — „Wir hätten diesen Schubkarren gern nach Haus gefahren.“ — „Es ist mir leid, daß ich es nicht thun kann. Ich hab' ein eiliges Geschäft.“ — Anna,

die sehr liebreich war und darum auch noch besser als ihre Freundin die armen Leute verstand, sagte hastig zu dem Manne, der schon im Begriffe war sich zu entfernen: „Nach der Winkelstrasse wollen wir hin.“ — „Dann kann ich es thun, Fräulein; denn gerade dahin gehe ich auch.“ Er faßte den Schubkarren, zog ihn zwischen den umherliegenden Verkaufsgegenständen hervor und folgte den zwei Fräulein, die sich mit schnellen Schritten entfernten. Ein bitteres Gefühl beklemmte seine Brust, da er bedachte, daß er nun seinen eigenen Karren für Andere fortschaffen mußte. Allein die Gewißheit, jetzt mit dem erhaltenen Gelde die Thränen seines braven Weibes trocken zu können, mischte süßen Trost in sein Leid. Ungern empfing er von den Fräulein den Befehl, vor einem Laden anzuhalten. Er durfte jedoch nicht lange warten, denn die Damen hatten nur einen Augenblick in dem Laden verweilt, und man lud nun aus demselben auf seinen Karren einen Sack Erdäpfel, mehrere große Brode, einige Bündel Holz, und Anna selbst stellte mit Sorgfalt einen irdenen Topf gegen den Sack.



In der Winkelstrasse angelangt, frug der Mann, wohin die Damen den Karren gebracht haben wollten. Anna antwortete bedachtſam: „Nur vorwärts; es iſt noch weiter.“ Ungeachtet dieſes Befehls hielt der Mann vor einer kleinen Thüre an, welche Anna als dieſelbe erkannte, welche ſie am

Morgen hatten betreten wollen. Der Mann nahm seine Mütze ab und bat höflich: „Erlaubt mir gütigst, Fräulein, hier einen Augenblick einzukehren!“ Als sie's ihm bewilligt, öffnete er die Thür und ging eilig hinein; aber die Damen folgten ihm auf der Ferse und drangen mit ihm in die Kammer.



Eiskalter Schauer befiel Anna und ihre Freundin. Das Schauspiel, das sich hier vor ihren Blicken aufthat, war gräßlich zum Erstarren. Die junge Frau, die neben dem Bette gesessen war, lag bewusstlos auf dem Steine, ihre Wangen bleich, ihre Augen geschlossen, ihre Lippen blau und ihr Kopf rückwärts auf die Ecke des Bettes gesenkt, wie eine gefühllose Leiche. Das Knäbchen hatte den schlaffen Arm seiner Mutter gefaßt, und rief in dem Augenblicke, als die zwei Fräulein mit dem Vater eintraten: „Mütterchen lieb, ich habe Hunger, — ein Stückchen Brod!“



Der Mann, ohne Adelen's und ihrer Freundin Gegenwart zu beachten, sprang voraus auf seine Frau zu, rief sie bei ihrem Namen, raufte sich die Haare aus, und brachte nur abgebrochene Worte hervor: „Theres“ schrie er heulend, „ach liebe Theres . . unglückliches Weib! Gott im Himmel

ist's möglich? Todt . . . todt vor Hunger und Kälte! — Haben wir das verdient auf der Welt!" — Bei diesen Ausrufungen schlug er seine Hand auf den Tisch und ergriff ein Messer. Doch Anna, die diese Bewegung mit einem Angstschrei bemerkt hatte, sprang auf ihn zu und nahm ihm das tödtliche Werkzeug aus der Hand. „Gute Frau ist nicht todt,“ rief sie. „Hier nehmt, und lauft nur schnell um etwas Wein in die nächste Schenke.“ Sie gab ihm ein Stück Geld und zeigte ihm die Thüre. Wie ein Pfeil flog er zur Thüre hinaus und verschwand.

Anna nahm die unglückliche Frau in ihren Arm; ihr Seidenmantel und Samthut zerdrückten sich gegen die schlechten Kleider der Unglücklichen; aber darauf achtete die Edle nicht, sondern that, als ob sie eine Schwester pflege. Und in der That betrachtete sie, gemäß Christi göttlichem Gebote,



diese vor Elend sterbende Frau als eine wahre Schwester. Sie nahm aus der Tasche eine Pomeranze und drückte den Saft zwischen die blauen Lippen der Frau und rieb sorgfältig deren Hände in den ihrigen. Freudig schrie sie auf, als sie endlich die Augen der Mutter sich öffnen sah. Während dessen hatte Abele sich nicht darauf beschränkt, dieses Bild von Hunger und Armuth anzustarren, sie hatte, sobald sie des kleinen Knaben Ausruf gehört, von dem Schubkarren den irdenen Topf und ein Brod hereingeholt, und durch den Kleinen einige Stücke Holz auf das Feuer legen lassen. Kaum hatte Hänschen das Brod gesehen, als seine Augen sich nicht mehr davon wegwandten; und er hatte nun wieder um ein Butterbrod gebeten. Abele, die am Morgen noch so viel Abtheil vor armen Leuten gezeigt hatte, fühlte sich Angesichts so bitterer Noth dermaßen gerührt, daß sie selbst das Brod vom Tische nahm und dasselbe gegen ihre Brust und ihre schönen Kleider setzte, um dem Kleinen das ersehnte Butterbrod zu schneiden. „Da, mein Kind,“ sprach sie, „iß du nur; du sollst keinen Hunger mehr leiden.“

Hänschen faste das Butterbrod mit Freude, küßte seine Hand zum Zeichen des Dankes und betrachtete Abele mit so süßen Blicken, daß diese sich umwenden mußte, um ihre Nührung zu verbergen. Zu gleicher Zeit hatte die Mutter ihre Augen aufgeschlagen und sie mit seliger Freude auf ihr essendes Kind geheftet. Schon wollte sie dem Danke gegen

ihre Wohlthäterinnen Worte geben, als die Rückkehr des Mannes sie unterbrach. Er, gegen alle Erwartung seine Frau lebendig wiederfindend, stellte hastig eine Flasche auf den Tisch, und slog an ihren Hals, unter einer Fluth von Thränen sie mit Küßen bedeckend; er hielt sie in seinen Armen geschlossen, als fürchtete er, sie nochmals zu verlieren und rief wie außer sich: „Theres, liebes Weib, lebst du denn noch? O dann ist's nichts! Ich habe Geld von unserm Karren; jetzt können wir essen; sei nur ruhig. Ach Gott, sieh, in all meinem Unglück bin ich noch so froh wie ein Engel . . . Ja, liebe Theres, denn ich dachte sicher, daß ich dich niemals lebend wiedersehen würde!“

Anna kam herzu mit einer Tasse Wein, und hielt sie an die Lippen der schwachen Frau. Während diese den stär-



kenden Trank schlürfte, warf der Mann verwunderte Blicke auf Anna und auf ihre Freundin, die etwas weiter mit Hänschen beim Herde stand und des Kindes zwei Händchen

gegen das Feuer hielt, sprechend: „Wärme du deine Pföt-



chen nur, mein Männchen, und isß dein Butterbrod geschwind, ich will dir noch eines geben.“

Der Mann schien aus einem Traume zu erwachen; es war, als wenn er die Gegenwart der zwei Damen erst jetzt bemerkte. „Fräulein,“ sprach er stotternd, „vergebt, daß ich euch noch nicht gedankt habe für die Hilfe, die ihr meiner armen Frau leistet. Es ist gewiß viel Güte von euch, so in armer Leute Haus zu kommen, und ich danke euch viel tausendmal.“ — „Ihr guten Leute,“ antwortete Anna mit erhöhter Stimme, „wir wissen, was ihr von Hunger und Kälte ausgestanden, und welche Pein es euch sein würde, betteln zu müssen, da ihr als ehrliche Arbeitsleute lieber euer Brod im Schweiße eures Angesichts verdient. Solche Gesinnung muß belohnt sein; ihr sollt keinen Mangel mehr leiden!“



Hier legte sie eine Handvoll Geld auf den Tisch nieder und fuhr fort: „Da ist Geld; vor eurer Thüre stehen Kartoffeln, Holz und Brod; das Alles gehört euch. Auch der Schubkarren ist nicht verkauft worden; er bleibt euer Eigenthum; gebrauchet ihn zu euerm täglichen Erwerb; lebet tugendhaft und bittelt nicht. Sollte aber Hunger und Kälte euch nochmals überfallen, so steht auf diesem Blatte hier mein Name und meine Wohnung, und ihr werdet stets an mir eine Stütze und Freundin finden.“

Während Anna sprach, hörte man keinen Athemzug in der Kammer, so still war alles; aber eine Thränenfluth entströmte den Augen des Tagelöhners und seiner Frau. Er konnte kein Wort hervorbringen, sondern betrachtete nur wechselweise die zwei Fräulein voll Erstaunen, als könne er nicht glauben, was er hörte. Als Anna schwieg, ließ die überwältigte Mutter sich von dem Steine auf den Boden fallen, und weinend auf den Knien fortkriechend, erfaßte sie Anna's Hand, benetzte sie mit Thränen und rief: „Ach



Fräulein! ihr sollt eines seligen Todes sterben; Gott wird es euch lohnen, daß ihr unser Haus wie zwei Schutzengel betreten und mich vom Tode errettet habt!“

„Seid ihr nun vergnügt, Mutter?“ fragte Anna.

„Ach ja, gutes Fräulein, jetzt sind wir glücklich; seht unser Häschen dort vor Freude hüpfen bei dem warmen



Feuer, der Arme! Und könnte das unschuldige Schaf, das da sterbend liegt, reden, es würde euch wohl auch danken und euch segnen!“

Anna lief bei diesen Worten zu dem kranken Kinde und wahrnehmend, daß selbes auch durch Mangel dem Tode nahegebracht war, winkte sie der Adele zum Fortgehn. Diese, die sich an der Freude des Knäbchens ergötzte, hob es auf, küßte es auf die Wange und kam dann zu ihrer Freundin. Im Weggehn sagte Anna noch: „Seid getroßt, ihr guten Leute; wir schicken euch sogleich einen Arzt für das kranke Kind, und ich hoffe, Mutter, ihr werdet es noch zu euerm Troste heranwachsen sehn.“ Ein seliges Lächeln glänzte bei diesen Worten zugleich auf den Zügen der Frau und des Mannes. Beide eilten den Weggehenden an die Thüre nach, und ein Strom von Dank und Segen quoll von ihren Lippen, bis sie die zwei Wohlthäterinnen aus den Augen verloren.

Anna und Adele gingen lange Zeit schweigend neben einander ihres Weges. Beide hatten das Herz zu voll, als daß sie ihre Empfindungen sogleich hätten ausdrücken können. Endlich, als sie schon einige Straßen stumm durchwandert, fragte Anna: „Nun, liebe Adele, sage mir, findest du die armen Leute so abschreckend und ekelerregend, wie man sie gewöhnlich dafür hält?“ — „O nein,“ antwortete Adele, „ich bin so froh, daß ich dir heute begegnete. Mir ist jetzt, als hätte etwas Heiliges mich erhoben und ich fühle eine Seelenrührung, die mir unbekannt war. Ich erschrecke jetzt nicht mehr vor der Armuth; sahst du nicht, wie ich den Kleinen auf meinen Schooß nahm und küßte? Welch artiges, liebes Kind!“ —

„Armes Hänschen, die Thränen drangen aus seinen Augen, als er dich fortgehn sah. Wohlan, Liebe, sage mir, gibt es auf Erden ein größeres Glück, als das wir jetzt empfinden? Diese guten Menschen starben Hungers; sie hoben ihre Hände zum Himmel und schrieen um Hilfe zum Herrn. Wir kamen zu ihnen als Gesandte der göttlichen Barmherzigkeit; sie haben vor uns gekniet wie vor Engeln, die ihnen verkündeten, daß ihr Gebet erhört sei, und sie haben in uns Gott gesegnet und gedankt. O Adele! war auch unser bisheriges Leben werthlos und eitel: die Dankesthränen dieser Menschen können viele unsrer Sünden verwaschen!“

„Sage mir nichts mehr,“ fiel Adele mit Ungeduld ein; „ich habe es genugsam verstanden. O, von nun an will ich alle Tage mit dir ausgehn, um arme Menschen zu besuchen und um Theil zu haben an deinen Werken der Nächstenliebe. Ja, denn erst von heute an kenne ich eine himmlische Freude, einen Vorschmack der Seligkeit auf dieser Welt. . . . Heiliges Wohlthun! o wie unglücklich sind die Reichen, die dich nicht kennen. Welch süßer Nührung, Welch seligen Entzüdens darben sie!“

In diesem Augenblicke wandten sie sich um die Ecke des Marktes und verschwanden.



Bei dem Verleger dieß ist im Jahre 1837 erschienen und
durch alle Buchhandlungen zu beziehen :

Leben und Tod,
nach Schein und Seyn betrachtet.



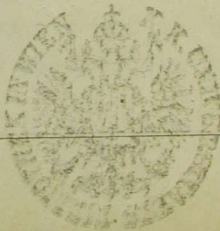
Zwei Predigten

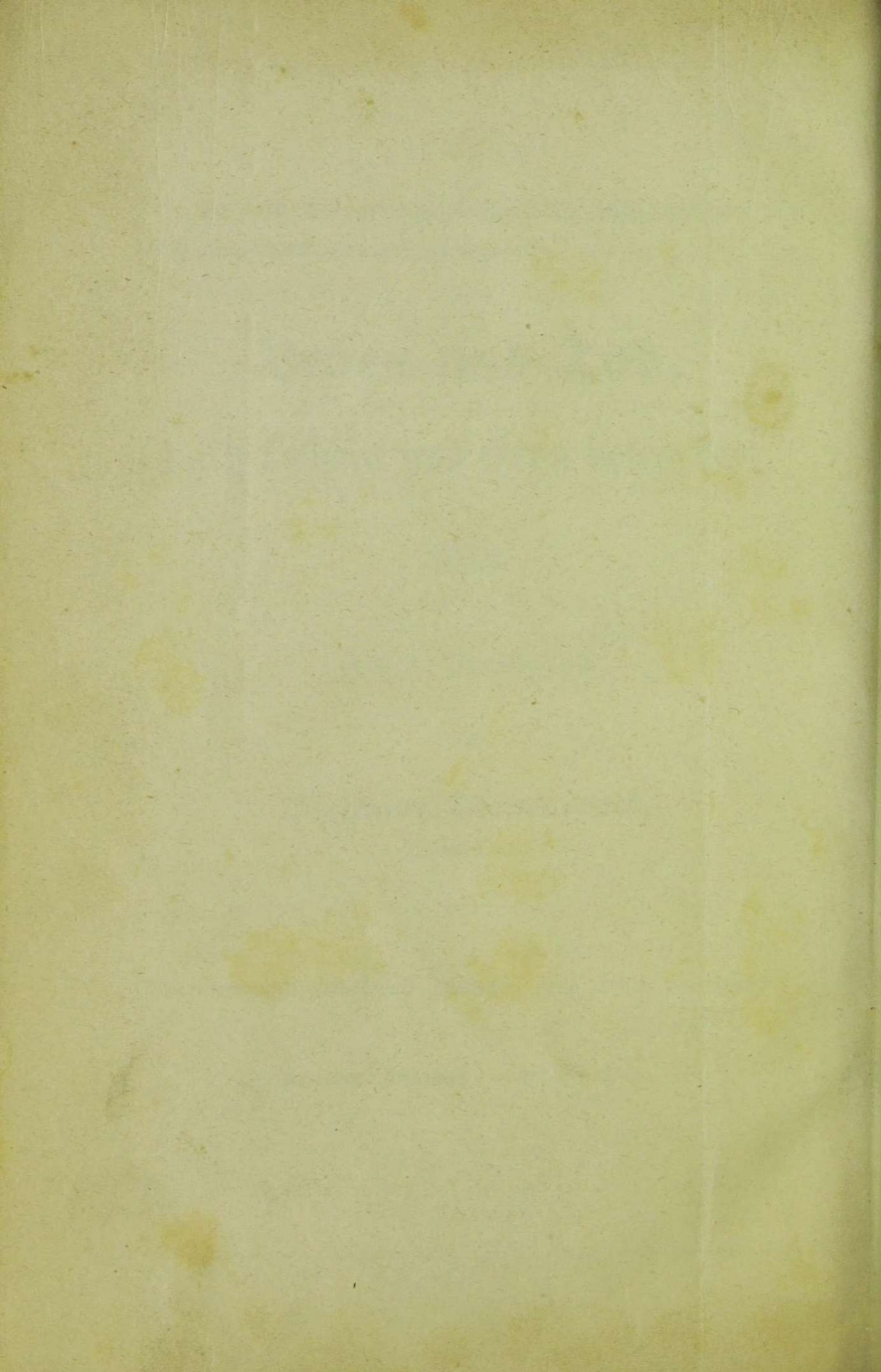
von

Melchior Diepenbrock,
Domdechant.

Auf Verlangen zum Druck gegeben Zum Besten der Armen.

Zweiter Abdruck. — Preis 18 fr.





UB Wien



+AM55188130X

